LIBRARY
Brigham Young University

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

in Zofingen

im Jahre 1811.

EIDG. DEP. D. INNERN
STATISTISCHES BÜREAU

BIBLIOTHEK DER SCHWEIZ
STATIST. BUREAU

Aarau,
gedruckt bei Heinr. Rem. Sauerländer.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Die heitere Frühlingswitterung, und die Sehnsucht nach der Umarmung trauter Freunde, die so gerne beim Erwachen der Natur im Herzen der Liebenden wärmer sich regt, trieb auch dieses Jahr manchen Eidsgenoß nach dem lieben Zofingen hin, um da einige Tage im frohen Kreise helvetischer Freunde zu weilen, und sich der wieder erneuten sanften Verbindungen, so wie der heimathlichen Ruhe und des vaterländischen Friedens zu freuen. Gastfreundlich kamen auch in diesen Tagen Zofingens humane Bürger den Wünschen der versammelten Eidsgenossen mit zuvorkommender Herzlichkeit entgegen, und boten Alles auf, die Tage unsers Hierseins zu wahren Freudenfesten der bescheidenen Freundschaft zu machen.

Ihr geachteter Mitbürger der Herr Präsident Ringier feierte den Tag der ersten Sitzung am 28. Mai frühe um 9 Uhr mit einer ächt vaterländischen Rede, worin er

mit warmer Empfindung aus dem Gedächtniß die skizzirte Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft von ihrem Ursprung an bis auf den heutigen Tag entwickelte, und uns die schönsten Winke zur Aufrechthaltung und zum reinen Genuß der Freiheit mit väterlicher Klugheit gab.

Darauf ward ein freundbrüderliches Schreiben unsers schweizerischen Oekonomen Fellenberg vorgelesen, worin er Rechenschaft von seinem landwirthschaftlichen Institut gab, und die Gesellschaft einlud, demselben seine Aufmerksamkeit zu schenken. Man beschloß, nebst der Beherzigung seiner Bemerkungen, ihm für seine Bemühungen öffentlichen Dank zu sagen, und seine Wünsche dem Protokoll einzuverleiben. Es wurden auch der Gesellschaft zwei freundschaftliche Briefe älterer Mitglieder, der Herren Pfarrer Bridel und Touchon, mitgetheilt, deren Inhalt die Wiederaufnahme der Gesellschaft zum Gegenstand hatte, und die versammelten Mitglieder zu ermuntern, sich in einem Zirkular an die ältern Mitglieder der Gesellschaft, die sich derselben noch nicht wieder angeschlossen hat-

ten, zu wenden, ihnen von dem Wiederaufleben der von den edelsten Männern des Vaterlandes gestifteten, schon seit beinahe vierzig Jahren so schön bestandenen, und nur durch den Drang der Zeiten auf einige Jahre eingestellten helvetischen Gesellschaft Kenntniß zu geben, und sie mit eidsgenössischer Liebe zur Fortsetzung ihrer Verbindung mit derselben, und zur frohen Erneuerung ihres Besuches einzuladen.

Am 29. erfreute Herr Pfarrer Lutz die Gesellschaft mit einer tief gedachten und schön ausgearbeiteten Biographie des seligen Herrn Dreierherrn Münch von Basel, dessen Andenken er dadurch in den Herzen seiner Miteidgenossen so feierlich erneuerte. Nach ihm unterhielt Herr Doktor Schinz von Zürich die Gesellschaft mit einer herzerhebenden Abhandlung über das, was jetzt der Schweiz vorzüglich noth thut. Er hat in dieser trefflichen Vorlesung allen Mitgliedern aus dem Herzen gesprochen, und allen den Wunsch abgedrungen, alles Mögliche zur Realisirung seiner vaterländischen Vorschläge anzuwenden. Darum ward er innigst ge-

beten, seine Abhandlung nach seinen Ansichten auszuarbeiten, und selbige durch den Druck bekannt zu machen, damit sein Wort weiter, als nur in unserm engen Zirkel vernommen und beherziget werden möchte.

Zu Mitgliedern des Comité wurden gewählt:

Herr Altpräsident Ringier von Zofingen.
— Dekan Stalder von Luzern.
— Ludwig Oth von Bern.
— Pfarrer Lutz von Basel.
— Glutz v. Blotzheim von Solothurn.

Zu neuen Mitgliedern der Gesellschaft wurden nach der Vorschrift der Statuten vorgeschlagen und angenommen:

Herr Bezirksrichter Orell von Zürich.
— Bezirksrichter Pestalutz von Zürich.
— Bezirksrichter Wyß von Zürich.
— Chorherr Haffliger von Münster.
— Chorherr Ineichen von Münster.
— Pfarrer Rudolf von Kappel im Kanton Solothurn.
— Doktor Elsener von Uri.
— Pfarrer Frikhart von Zofingen.
— Hold, Lehrer an der Kantonsschule zu Aarau.
— Oberst Müller von Zofingen.

Herr Kantonsrath Rohr von Lenzburg.
— Oberst Suter, Stadtrath von Zofingen.
— Oberst Friedrich Suter von Zofingen.

Als Ehrenmitglieder sind angenommen worden:

Herr Doktor Ebel von Frankfurt a. d. O.
— Commandeur von Liegerz zu Hohenrein.
— Professor Meißner von Bern.

Ersterm wollte die Versammlung durch seine Aufnahme ihren Dank und ihre vorzügliche Achtung an den Tag legen, die er durch seine genauen Untersuchungen und seine vortrefflichen Schriften über unser Vaterland in so hohem Grade verdient.

Herr Altpräsident Ringier stattete im Namen der Gesellschaft der Stadt Zofingen den herzlichsten Dank ab, für die gütige Aufnahme und ihr freundliches Bestreben, allen Wünschen der anwesenden Mitglieder auf die gefälligste Art zu entsprechen.

Der 11. Mai, Montags vor Pfingsten, ward zur Ankunft, und der Dienstag zur ersten Sitzung der helvetischen Gesellschaft, Morgens um 9 Uhr in der Stadt Zofingen, für das Jahr 1812 bestimmt.

Dem Herrn Präsident Ringier von Zofingen ward für sein Präsidium freundeidsgenössischer Dank bezeugt, und zum Vorsteher der Gesellschaft für das Jahr 1812 erwählt:

Herr L. F. Römer, M. D. von Zürich.

Anrede

an die

Helvetische Gesellschaft

von

ihrem Präsidenten

F. R. Ringier,

Präsident am Apellationsgericht zu Aarau, von Zofingen.

Theuerſte Freunde, Brüder und Eidsgenoſſen!

Vor einem Jahre durch Dero Wohlwollen zu dieſer ehrenvollen Stelle berufen, wagte ich, bewußt meines Unvermögens, dieſe Verſammlung auf eine derſelben würdige Weiſe zu eröffnen, und vorſehend, daß ich bei dieſem Anlaß meine vorher vielleicht unbemerkten Schwächen in ihrem ganzen Umfang aufdecken würde, die geziemende Bitte Dero Wahl auf ein Ehrenglied fallen zu laſſen, welches dem Zweck derſelben beſſer als ich entſprechen würde. Hat aber meine Bitte damals nicht Eingang gefunden, ſo belebt mich nun Dero mir geſchenktes Zutrauen mit der frohen Hoffnung wohlwollender Nachſicht und ſchonenden Urtheils, und daß Sie dieſen meinen ſchwachen Verſuch nicht nach den vortrefflichen Reden meines gelehrten Herrn Vorfahren meſſen werden.

Um Ihnen aber, wie ich wünschte, nicht gänzlich zu mißfallen, wählte ich mir einen Gegenstand, über dessen einen Theil schon mehrmals in der helvetischen Versammlung zwar mit mehr Kenntniß und Kraft gesprochen worden, der aber dennoch in den Augen jedes Schweizers, welchem Gefühle für Freiheit und Vaterland nicht fremd sind, der mit Dank und Verehrung an die Sitten und Thaten unserer Ahnen zurückdenkt, immer gleich groß und erhaben sein muß; dem also eine Rückerinnerung an selbige, obwohl sehr gedrängt, selbst aus dem Mund eines Schwachen gestammelt, nicht unangenehm sein dürfte. — Die Umwälzung der Dinge wird mich dann auch auf die diesmalige Lage Helvetiens führen.

Vor fünfhundert Jahren lebte ein stilles Hirtenvolk, von einfachen Sitten, welches anfänglich wie andere Helvetier frei gewesen, hernach unter der Römer und späterhin unter fränkischer Botmäßigkeit gestanden, von Ludovicus Pius aber in den Freiheitsstand gesetzt wurden; ihre Freiheiten wurden ihnen auch von verschiedenen Kaisern, sonderlich

von Friedrich dem Andern und Rudolf dem Ersten bestätiget. Kaiser Albrecht aber suchte sie als freie Reichsangehörige, die ihre eigene Regierung hatten, dem Reich zu entziehen und unter östreichische Herrschaft zu bringen. Er ließ durch östreichische Vögte das verrichten, was sonst die Reichsvögte zu verwalten hatten.

Auf die geführten Beschwerden über diese Eingriffe in ihre Freiheiten setzte er ihnen zwar wieder Reichsvögte, welche aber, statt vorher nur in erheischenden Fällen in die Länder zu kommen, ihren Wohnsitz daselbst aufschlugen.

Nun seufzte Unterwalden unter dem tyrannischen Landenberg, und Ury und Schwyz unter dem stolzen und harten Geßler; für Ehre, Leib und Gut war keine Sicherheit mehr.

Solch sklavischer Behandlung müde, wollten Fürst, von Stauffach und von Melchthal ihren Nacken unter dies knechtische Joch nicht beugen, sondern schwuren, im Vertrauen auf Gott, sich und ihr Vaterland davon zu befreien. An sie schlossen sich an-

fangs zwar Wenige, aber von Freiheit und Vaterlandsliebe Beseelte und daher auch jede Gefahr Verachtende, unter denen auch der von dem gefühllosen Geßler zur schauervollen Strafe verurtheilte Tell, dessen Pfeil aber, statt seinem Sohne, Geßlern das Leben raubte, auf welchen Tod bald hernach die Gefangennehmung Landenbergs und die Zerstörung ihrer Schlösser folgten.

Damals ward der Grund zu der helvetischen Freiheit gelegt, und den ersten Sonntag im Jahr 1308 ein zehnjähriger Schirmbund beschworen. Foedus quo nequam ab exordio ullum fere minus, und, wenn wir schon nicht von Helvetien sagen können, was von dem römischen Reich galt, nequam incremento toto orbe amplius, so rühmte sich doch die Schweiz lange und noch heute, nequam toto orbe felicius.

Herzog Leopold that den ersten Angriff auf die Verbündeten; allein er erfuhr, was es sei, ein für die Freiheit kämpfendes Volk bezwingen zu wollen: bei Morgarten ward sein zehnmal stärkeres Heer aufs Haupt geschlagen.

Auf diesen Sieg ward der zehnjährige Schirmbund den nächsten Dienstag nach St. Niklaustag im Jahr 1315 in einen ewigen Bund verwandelt, selbiger feierlich beschworen, und von diesem Bunde her nannten sich die Landleute von Ury, Schwyz und Unterwalden Eidsgenossen; diesen Namen trugen nachher auch alle, welche dem Schweizerbund beitraten.

Auch wir, theuerste Freunde und Brüder! nennen uns in unserer Versammlung Eidsgenossen. Laßt uns durch unsere Handlungen beweisen, daß, indem wir uns diesen großen und ehrwürdigen Namen beilegen, wir keinen Raub begehen; mit Ehrfurcht erfülle das Andenken an die Stifter des eidsgenössischen Bundes unser Aller Herzen; heilig sei uns ihr Beispiel von Anhänglichkeit an Religion, Reinheit und Einfalt der Sitten, Eintracht, Treue, Biedersinn und andern Tugenden, welche die Grundpfeiler des ursprünglichen schweizerischen Freistaats desselben Wohlfahrt herbeiführten, und lange den frei gewordenen Schweizer bezeichneten; Nachahmung derselben sei unser ernstes Be-

streben, sie bleibe aber nicht blos in unserm Kreise — nein, verbreiten wollen wir sie, jeder in seinem Wirkungskreise, damit die Zahl wahrer Eidsgenossen groß werde.

Doch ich kehre wieder zu jenen Eidsgenossen, deren Geschichtstheil ich auf einen Augenblick unterbrochen habe.

Lange hatten sie den blutigen Kampf für Freiheit zu bestehen; es zeugen hiervon Sempach, Näfels, Grandson, Murten, Dornach. Aber mit herzhafter Faust haben sie selbige behauptet und mit ihrem Blut befestigt; sie siegten, und mit ihnen auch die Freiheit.

Aber für welch eine Freiheit kämpften unsere Väter? Wahrlich nicht für jene, welche blos durch trügerische Symbole bezeichnet wird; nicht für jene diese Gabe des Himmels entheiligende Frechheit, die nur durch Gesetze im Zaum gehalten und durch Strafe gebändigt werden muß; nicht jene, kraft welcher jeder alles thun zu können glaubt, was ihm gefällt, ohne Rücksicht auf Ordnung, Zweck und Erhaltung des Ganzen,

dessen Theil er ist, und die gerade zur Zertrümmerung des Staats führen würde.

Für eine solche Freiheit stritten auch nicht die Griechen bei Plata, Thermopyle, Salamin und Marathon.

Trasybulus befreite nicht deswegen Athen von den dreißig Tirannen, noch Timoleon Syracusa von Dionisio. Eben so wenig brachte Winkelried so freiwillig als heldenmüthig für ein seinem Vaterlande so verderbliches Gut sein Leben zum Opfer; und eben so wenig schlugen sich die verbündeten Haufen dafür, daß eine solche Freiheit die Frucht ihrer Siege sein sollte.

Nein, nicht eine solche Freiheit lag ihrem ersten Verein zum Grund; nur müde der Sklaverei, und um nicht länger der Gegenstand von Ungerechtigkeit und Kränkungen aller Art zu sein, beschränkten sie sich blos darauf: „daß sie desto bas mit Fried und Gnad bleiben und Leib und Gut desto besser behalten möchten.“

Darauf beruhete ihr Glück und das Gebäude des allgemeinen Wohlstands; in fester

Verbrüderung und edelm Gemeinsinn blieben sie im stillen Genuß ihrer Freiheit.

Der Bund Zürichs mit Kaiser Friedrich gab den Anlaß zur ersten Trennung; von beiden Seiten floß zum erstenmal eidsgenössisches Bundesblut zu Freienbach am Hirzel und zu St. Jakob an der Siel. Von da weg wehete die Fahne der Eintracht fast anderthalbhundert Jahre in Helvetien; im schönsten Flor erschien in diesem Zeitraum die Eidsgenossenschaft; von innen und von aussen in der glücklichsten und achtbarsten Lage, von tapfern und einträchtigen Verbündeten umgeben, in den allgemeinen und besondern Grenzen erweitert und ihr Name durch neu errungene Lorbeeren in ganz Europa verbreitet; voll Achtung für die Tapferkeit, Treue und Geradheit der eidsgenössischen Nation buhlten Kaiser und Könige, Pabst und Fürsten um ihr Bündniß und Hülfe; sie wählten sie zu Schiedsrichtern über ihre Spänne, und fremder Reichthum fieng an ihr steuerbar zu werden.

Allein eben diese Vortheile waren es, welche die Grundpfeiler des gemeinen Wesens

angriffen, von dem vertraulichen Gemeinsinn abzogen, und die verborgen liegenden Keime der Eifersucht und des Sittenverderbnisses rege machten.

Die gemachten Eroberungen und Beuten erregten bei den Einen Kriegslust und bei den Andern Streben nach ausgebreiteter Herrschaft; es entstand Eifersucht, Mißtrauen und gegenseitige Spannung. Die Städte schlossen eine genauere Verbindung durch ein besonderes Burgrecht unter sich, wozu auch Fryburg und Solothurn eingeschlossen wurden; die drei Länder sahen dies als eine Verletzung des eidsgenössischen Bundes an; Erbitterung und Zerrüttung stiegen auf einen solchen Grad, der der Eidsgenossenschaft gänzliche Zernichtung drohte; aber nach so vielen vergebenen Versuchen auf Tagsatzungen kam durch die kräftige Einwirkung des besten Eidsgenossen, Niklaus von Flüe, die Vermittlung zu Stande. Die Eidsgenossen wurden ausgesöhnt, die Einigkeit hergestellt, und der eidsgenössische Verband durch die Aufnahme von Fryburg und Solothurn verstärkt. In der Folge vermehrten sich die

eidsgenössischen Stände bis auf dreizehn, und als solche wurden sie in dem westphälischen Frieden als eine freie und unabhängige Republik anerkannt.

Seit dieser Vereinigung genoß die Eidsgenossenschaft, indem ich mich von denen durch Fanatismus erzeugten Blutszenen bei Kappel und Villmergen abwende, über dreihundert Jahre des wohlthätigsten Friedens, und Brüder lagen nicht mehr gegen Brüder zu Felde; man lebte in sorgloser Sicherheit, in ungekränkter Ruhe, und glaubte kaum mehr an die Möglichkeit, daß selbige von aussen her sollte unterbrochen werden können.

Allein das Gewitter, welches so viele Staaten so schnell verheerte, brach auch über die Schweiz los; feindliche Heere überschwemmten das friedliche Helvetien, welches ihnen um so leichter war, da sie nicht, wie vormals, mit den vereinten schweizerischen Pannern es aufzunehmen hatten, sondern blos einzelne Kantone den Kampf für Freiheit und Vaterland begannen — ganz anders als zu den Zeiten, wo Alle für Einen und Einer für Alle stritten, wo die wahre

Freiheit für den frei gewordenen und für den frei geborenen Schweizer so großen Werth hatte, wo mit brüderlicher Theilnahme und vereinter Kraft jeder Angriff auf selbige abgewiesen, die helvetische Fahne nie eine Beute des Feindes ward, sondern die seinen als Trophäen schweizerischer Tapferkeit, Eintracht und Treue aus dem Felde gebracht wurden.

Hört, Brüder! wie schön, wie kraftvoll, wie so ganz aus Schweizerbrust quillend Haller diese den damaligen Schweizer auszeichnenden, dessen Feinden so furchtbaren Eigenschaften, nach der Niederlage Herzogs Karl von Burgund zur Ehre unserer Ahnen und ihren Nachkommen zur Lehre besang. An dem Beinhaus zu Murten stand dies Epigramm, bis es von den Franken zerstört ward:

Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte;
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.

Kennt, Schweizer, eure Kraft, sie liegt in eurer Treu,
O würde sie noch heut bei jedem Leser neu!

Voll banger Sorge erwartete nun das eroberte Helvetien das Loos, welches ihm der Sieger für die Zukunft bereiten würde.

Wir erhielten eine Konstitution, kraft welcher die bisher konföderirten dreizehn Staaten auf achtzehn vermehrt, selbige dann in eine einige untheilbare Republik verwandelt und ihr eine demokratisch-repräsentative Verfassung gegeben ward; eine Konstitution, welche, ob sie gleich weder auf unsere Lage noch auf unser individuelles Bedürfniß, weder auf unsern Nationalkarakter paßte, noch eine Garantie unserer Rechte enthielt, dennoch angenommen werden mußte.

Durch das Angriffssystem des ehemaligen fränkischen Direktoriums hingerissen auf die Bahn der Revolution, hat sich Helvetien ein Offensivbündniß aufzwingen lassen müssen; der Schauplatz des Krieges ward auf unsern Boden versetzt, das Land durch Requisitionen aufgezehrt, und an vielen Orten erblickte man Szenen der Verwüstung und des

Elends; im Innern waren mehrere Gewalten fehlerhaft organisirt; die Staatswirthschaft, diese Quelle des öffentlichen Wohlstands, gerieth in Zerrüttung; überall riß man nieder, ohne etwas wieder aufzubauen; willkührliche, den gesellschaftlichen Vertrag verletzende Maasregeln erweckten und vermehrten in dem zur Revolution nicht reifen Helvetien Haß gegen die Regierung, Feindschaft, Zwietracht, Aristokratie und Demokratie; Anhänger des alten und Anhänger des neuen Systems waren in stetem Kampf, bald gewannen diese bald jene die Oberhand; man schuf zwar Duumvirate, Triumvirate, Dezemvirate, Septemvirate, ordnete Kantonstagsatzungen und berief Notabeln.

Vergebens waren aber alle diese Versuche, die Bande der Republik fester zu knüpfen und der helvetischen Nation einen bleibenden Zustand herbeizuführen; der belebende Geist konnte nicht erweckt werden.

Mit unaufhaltsamen Schritten eilte diese eine und untheilbare Republik ihrem Untergang zu; entgegengesetzte Partheien bemächtigten sich wechselsweise der obersten Gewalt;

der Senat und der Vollziehungsrath sahen sich zuletzt genöthiget, den Sitz der Regierung zu verlassen; Helvetier zogen gegen Helvetier zu Felde, und Schweizerblut ward von Schweizerhänden vergossen.

Der Senat und Vollziehungsrath, zu ohnmächtig, dem so gewaltsam auf die Republik losstürmenden Gewitter zu widerstehen, suchten den ersten Konsul der fränkischen Republik um Vermittlung an; ein Gleiches thaten auch die demokratischen Kantone. Und der erste Konsul, der wohl sah, daß ein so biederes Volk, schon so lange ein getreuer Alliirter Frankreichs, nach so vielem von aussen herbeigeführten Ungemach sich noch selbst ganz aufreiben — der wohl sah, daß dies vormals so friedliche Land, so lange der Sitz der Ruhe und der Eintracht fortdauernd der Kampfplatz sich verfolgender Faktionen sein würde, wollte nicht, daß es länger diese Geisel fühlen, länger gegen seine Eingeweide wüthen sollte. Er übernahm diese Vermittlung; er gebot Ruhe, und befahl Friede. Was unter den Waffen war, gieng aus einander; der Senat versammelte sich wieder

in Bern; die seit der Kapitulation von Bern gebildeten Behörden wurden aufgelöst; drei Deputirte aus dem Senat wurden nach Paris berufen, und jeder Kanton sollte auch Abgeordnete dahin senden.

Sechs und fünfzig Deputirte des Senats und der Kantone versammelten sich demnach zu Paris. Die fränkischen Senatoren Barthelemi, Röderer, Fouché und Demeunier wurden von dem ersten Konsul beauftragt, mit den Deputirten in Unterredung zu treten. Er fand aber die Behandlung und Bestimmung der Gegenstände, welche zu der übernommenen Vermittlung führen sollten, so wichtig und schwierig, daß er einen eigens gewählten Ausschuß aus den Deputirten selbst vernehmen wollte.

Das Resultat alles dessen war nun die vom 19. Hornung 1803 sich datirende Vermittlungsakte. Durch dieselbe wird die Zentral-Regierung aufgehoben, die Schweiz in neunzehn Kantone eingetheilt, die aristokratische Regierungsform abgeschafft, die Souveränität der alten Kantone hergestellt und den neuen das Gleiche zugesichert.

Gemäß dieser Akte konstituirt wird Helvetien von Frankreich als unabhängige Macht anerkannt, die Bundesverfassung garantirt, und nachher erfolgte diese Anerkennung auch von andern Mächten.

Wertheste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! Gestehen wir freimüthig, daß wir unsere diesmalige Existenz und Freiheit dieser uns selbst erbetenen Dazwischenkunft zu verdanken haben; daß durch sie das schwankende Schifflein des helvetischen Freistaats aus dem Sturme gerettet worden, der selbiges zu verschlingen drohte. Insonderheit aber laßt uns hierbei die Hand der Vorsehung, welche die Verkettung der Dinge und die Schicksale der Völker so wundervoll ordnet, erkennen, welche selbiges, da wir selbst so thätig an unserm Untergang arbeiteten, zwischen so gefährlichen Klippen sicher durchgeleitet, und nur den von uns verachteten unwürdigen Abkömmling religiöser Ahnen, der nicht an eine wachende Vorsehung glaubt, werden nicht Gefühle des wärmsten Dankes für die von demselben unserm gemeinsamen Vaterland erwiesene ausgezeichnete Wohlthat

beleben. Möchten doch die Schweizer, wenn die Vermittlungsakte auch nicht den Wünschen Aller entsprechen konnte, sich bemühen, dem Zweck derselben weise und vaterländisch zu entsprechen, und das Unglück Europens und ihr eigenes nicht vergebens vorüber gegangen sein lassen; immer ist sie doch das Diplom unserer Freiheit, und jeder wahre Vaterlandsfreund, dem die Ruhe desselben und das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, wird ihrem Stifter, der stolz auf sein großes Werk sich selbst den Namen Vermittler des schweizerischen Bundes beilegt, und uns fortdauernd als solcher die kräftigsten Zusicherungen seiner Zuneigung und seines Schutzes giebt, und selbige auch immer gehalten, reinen Dank zollen

Freilich haben die aus dem Kontinental-System hervorgehenden dermaligen Handelsverhältnisse einem großen Theil der Schweiz einen empfindlichen Streich beigebracht, und eine lange Dauer derselben dürfte unserm Wohlstand gefährlich werden. Aber haben wir diesen Unfall nicht mit andern entfernten und nahen Staaten gemein, vor denen wir

doch in andern Rücksichten wichtige Vorzüge genießen?

Die zwar drückenden Verfügungen haben ihren Grund nicht in ungünstigen Gesinnungen des hohen Vermittlers gegen die Schweiz; sondern sie stehen im Zusammenhang mit andern Maasnahmen, denen sich so viele Millionen fügen müssen. Hiervon dann für die Schweiz eine Ausnahme zu sehen, möchte eher in frommen Wünschen, als in gegründeten Hoffnungen liegen.

Selbst aber dies Uebel kömmt noch in keine Vergleichung mit demjenigen, welches der ohne diese Vermittlung nicht so bald ausgerottete Parteigeist über unser Vaterland hätte verbreiten, und welches die Zerstörung unserer Ruhe und unsers Wohlstandes hätte zur Folge haben können.

Haben wir doch auch manch Schönes und Gutes dieser Vermittlung zu verdanken! — Wo wäre das tausend Unglücklichen so tröstliche, in der Folge so nützliche, durch die unermüdete Anstrengung eines patriotischen

Eschers so weit gediehene, der schweizerischen Nation und ihrem Gemeinsinn Ehre bringende Linthunternehmen geblieben? Wie viele Gesellschaften zum Trost Nothleidender thaten sich zusammen? Wie fand nicht der Kunstfleiß Aufmunterung? Welch herrlichen Nutzen verbreiten die seit dieser Zeit in Städten und Gemeinden errichteten Bildungs- und Lehr-Anstalten!

Auch wir, wertheste Freunde und Brüder! verdanken es dem durch sie hergestellten Frieden, der vermittelten Ruhe, der gestifteten Eintracht, der zugesicherten Freiheit und Selbstständigkeit, daß wir im friedlichen Kreise versammelt uns des Glückes freier unbelasteter Schweizer freuen.

Mögen dann Helvetiens Bürger nicht blos dem Namen nach, nicht blos kraft Herkommens oder neuerer Verfassung, sondern wahre, durch Treue, Liebe, Zutrauen, Freundschaft Verbündete sein; möge weder Eigennutz, noch Rach- noch Herrschsucht Zwietracht unter uns erregen, und dadurch kein Stoff gegeben werden, daß diese Vermittlungsakte uns ent-

zogen und wir uns selbst überlassen werden, oder vielleicht gar noch der bloße Name Helvetier unser bescheidenes Loos bleibe. So wie Zwietracht uns an den Rand des Abgrunds führte, so ist hingegen nur innerliche Eintracht unser kräftigstes Erhaltungsmittel.

Nie sollen die Tugenden unsers Volks-Karakters untergraben, nie sollen Redlichkeit und gegenseitiges Wohlwollen unter uns zu unbekannten Namen werden. Wir wollen die Ehre eines Namens, den unsere Ahnen uns so ruhmvoll überliefert haben, auch unbefleckt auf unsere Söhne übertragen. Wir wollen einem guten, friedlichen Volke das schönste Vermächtniß seiner Väter, seinen Biedersinn, seine Eintracht nicht rauben lassen; nur ein Wunsch, ein Wille, eine Kraft in uns sein, nur eine Losung wollen wir kennen: das Vaterland.

Und nun ein Wort an Sie, wertheste Mitbürger! Vor vierhundert Jahren hielt sich in Zofingen auch eine eidsgenössische Versammlung, welcher die Gesandten Kaisers Friedrich des Friedsamen beiwohnten, die weniger nicht verlangten, als daß die Eids-

genossenschaft das schon dreißig Jahre vorher eroberte Aargau an das Haus Oestreich wieder abtreten sollte. Allein ächt schweizerisch war die Antwort, welche Schultheiß Martin von Zofingen darauf ertheilte: „Daß, „so wie sie ihre Treu an das Haus Oestreich „in den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels genugsam bewiesen, sie „nun auch ihr Leib und Gut, Ehre und „Blut der Eidsgenossenschaft überhaupt und „ihrer diesmaligen Herrschaft insbesondere „zusetzen, und ihre Treu auf unwankbaren „Füßen stehen solle.“

So dachten, so sprachen und so handelten von je her unsere Väter, Zofingens Bürger; ihrem ruhmvollen Beispiel folgten ihre Söhne, und so wie diese wollen auch wir, ihre spätern Enkel, von diesem Pfad nie abweichen. Lebhaft fühle ich dann mit Ihnen den Beweis freundeidsgenössischen Wohlwollens, den sowohl die Ehrenglieder der helvetischen als der Künstlergesellschaft uns dadurch geben, daß sie unsere Stadt zum Ort ihrer Versammlung gewählt. Sehen wir uns gleich nicht im Stande, un-

sere Empfindungen auf eine glänzende Weise an den Tag zu legen, so genügt es ihnen, an uns den biedern und gefälligen Schweizer zu finden, und hierin sollen sie sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht sehen. Durch zuvorkommendes gastfreundliches Benehmen wollen wir ihre Achtung und Freundschaft zu gewinnen unser angenehmes Geschäft, und den uns geschenkten schätzbaren Vorzug beizubehalten unser ernstes Bemühen sein lassen.

Zirkular

an

die ältern Mitglieder

der

helvetischen Gesellschaft.

Freunde, Brüder und Eidsgenossen!

Seit jenen unglücklichen Tagen, die in unserm lieben Vaterlande so manche trauliche Verbindung auflöseten, so manche schöne Hoffnungen zerstörten, hat unsere helvetische Gesellschaft den ersten ruhigen Augenblick benutzt, sich wieder zu versammeln, die zerrissenen Bande anzuknüpfen, die alten schönen Verhältnisse nach Kräften wiederherzustellen, und das, was die ersten Stifter derselben

mit so warmer Vaterlandsliebe begonnen, auf ihre Söhne mit der innigsten Theilnahme wieder fortzupflanzen. Wir sahen seit fünf Jahren unsers gesellschaftlichen Wiederauflebens oft mit tief gefühlter Sehnsucht dem Erscheinen der ältern Mitglieder entgegen; aber immer ward unsere Sehnsucht nur theilweise befriedigt, und wir bemühten uns umsonst, die Ursachen des Zurückbleibens so vieler zu errrathen. Doch vielleicht — so dachten wir — vielleicht glauben viele, daß die neu auflebende helvetische Gesellschaft auch eine neue, nur dem Namen nach mit der alten übereinstimmende Verbindung ist. Um dieser Vermuthung entgegen zu gehen, beschlossen wir also, alle ältere Mitglieder von der Wiederauflebung der alten helvetischen Gesellschaft in Kenntniß zu setzen, daß es auch ehemalige Mitglieder waren, die uns wieder zusammenberiefen, den alten Statuten der ersten Stifter auf ein Neues zu huldigen, und so nur fortzusetzen, was jene so rühmlich angerangen hatten. Wir nehmen also die Freiheit, Freunde, Brüder und Eidsgenossen! Sie ebenfalls um Ihrer

ehemaligen Verbindungen willen mit eidsgenössischer Freundschaft und brüderlicher Liebe einzuladen, an unsern Versammlungen wie ehemals wieder Theil zu nehmen, und uns zur Fortsetzung dessen, was unsere Stifter so ernstlich wünschten, freundschaftlich wieder Hand zu bieten; und versehen uns daher mit der innigsten Hochachtung und der freundschaftlichsten Ergebenheit der Erfüllung unserer schönsten Erwartungen.

Dr. J. J. Römer,
Präsident der helvetischen Gesellschaft.

Im Namen derselben
Der Sekretär, Bernard Häffliger.

Namen
der
anwesenden Mitglieder.

Herr Fahrländer, M. D. von Aarau.
— Farschon, Gabriel, Pfarrer zu Brittnau.
— Frey, Stadtammann von Aarau.
— Glutz von Blotzheim von Solothurn.
— Gränicher, Oberst, von Zofingen.
— Häffliger, Dekan u. Pfarrer zu Hochdorf.
— Häffliger, Sextar im Gormund.
— Imhof, Oberst, von Zofingen.
— Kasthofer, Staatsschreiber zu Aarau.
— Köllner, Prof. Gymn. zu Basel.
— Jeanrenaud-Kraft von Neufchatel.
— Leucht, Pfarrer in Diegten, von Basel.
— Lutz, Pfarrer zu Läufelfingen, von Basel.
— Meyer, Rathsherr, von Aarau.
— Meyer, Chorherr, Kammerer und Pfarrer zu Wangen.

Herr Moser, Chorherr u. Kammerer zu Münster.
— Müller, Oberst, von Zofingen.
— Oth, Ludwig, von Bern.
— Pfleger, Major, von Aarau.
— Pflueger, Apotheker, von Solothurn.
— Rahn, Pfarrer zu Entfelden.
— Ringier, Pfarrer, von Zofingen.
— Ringier, Präsident des Appellationsgerichts zu Aarau.
— Römer, M. D. von Zürich.
— Rychner, Stadtrath von Aarau.
— Schinz, M. D. von Zürich.
— Schmiel, Oberst, von Aarau.
— Stalder, Dekan u. Pfarrer zu Escholzmatt.
— Steinmann, Stiftsliquid. v. St. Gallen.
— Strähl, Pfarrer, von Aarburg.
— Suter, Hauptmann, von Zofingen.
— Suter, Schaffner, von Zofingen.
— Suter, M. D. von Zofingen.
— Wäber, Pfarrer zu Richenbach.
— Will, Forstrath, von Aarau.
— Zschokke, Forstrath, von Aarau.

Anwesende Gäste.

Herr Aerni, Franz, von Aarburg.
— Bär, Hauptmann, von Zofingen.

Herr Bertschinger, D. J. von Lenzburg.
— Bodmer von Zürich, Arzt zu Zofingen.
— Brügger, Pfarrer zu Reiden.
— Elsener, M. D. von Uri.
— Feer, D. J. von Aarau.
— Felber, Ehegerichtsprokurator von Basel.
— Frikhardt, Pfarrer, von Zofingen.
— Häffliger, Chorherr von Münster.
— Herrose, Karl, von Aarau.
— Hold von Graubünden, Lehrer in Aarau.
— Innwiler, Chorherr von Münster.
— Kopp, Kammerer und Pfarrer zu Neudorf.
— Kulli, Notar und Advokat von Solothurn.
— Lavater, M. D. von Zürich.
— Liegerz, von, Commandeur zu Hohenrein.
— Lüthert, M. D. von Reiden.
— Meißner, Professor der Naturgeschichte, von Bern.
— Meyer, Friedr., Handelsmann von Aarau.
— Müller, Oberstlieutenant, von Zofingen.
— Orell, Stadtrichter von Zürich.
— Pestaluz, Stadtrichter von Zürich.
— Peter, C., von Rued.
— Rohr, Kantonsrath, von Lenzburg.
— Rohr, M. D. von Lenzburg.
— Ruepp, M. D. von Sarmenstorf.
— Schlapp, F. J., von Solothurn.
— Schlemmer, Handelsm. von St. Gallen.

Herr Schmutziger, M. D. von Aarau.
— Suter, Joh., Oberst, Stadtrath von Zofingen.
— Suter, Friedrich, Oberst, von Zofingen.
— Trotzler, J. H., von Rychenthal.
— Weiß, Stadtrichter von Zürich.

Da die Herausgabe der Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft vom Jahr 1811 verspätet worden, so konnte, um den Druck derselben möglichst zu befördern, die gehaltvolle Biographie des Herrn Dreierherrn Münch sel., mitgetheilt von Herrn Pfarrer Lutz in Läufelfingen, in diesem Jahrgang nicht mehr abgedruckt werden; sondern sie wird in den nächstfolgenden Verhandlungen von 1812 erscheinen.

Vorschläge

den

erschlafften Gemeinsinn

und

die Vaterlandsliebe

in

der Schweiz wieder zu beleben.

Vorgelesen

in

der helvetischen Gesellschaft

im Mai 1811

von

Dr. Schinz dem Jüngern.

Aarau 1812

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Vorerinnerung.

Schüchtern wagte ich es, gegenwärtige Abhandlung der helvetischen Gesellschaft vorzulesen; die Gesellschaft nahm meine geringe Arbeit mit der gütigsten Nachsicht auf, und krönte sie mit einem Beifall, der mir eben so schmeichelhaft als unerwartet war. Nur der laut ausgesprochene Wunsch der Gesellschaft bewog mich, sie dem Druck zu übergeben. Ich hoffe von unserm Publikum mit eben der Nachsicht beurtheilt zu werden, wenn es den Zweck ins Auge faßt, der mich bewog, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Zwar ist ein halbes Jahr verflossen, seitdem die Gesellschaft beisammen war, aber die Zeiten und Aussichten haben sich nicht

geändert, und einige seit der Zeit erschienene Broschüren zeigen, daß meine damals geäusserten Wünsche und Ansichten auch von andern Patrioten getheilt werden, und daß man es allgemeiner fühlt, daß Zusammenhalten und gemeinsames Wirken gegen den Drang der Zeit uns allein retten kann. Ich glaube daher, die Sache kann nicht laut und oft genug zur Sprache gebracht werden, und wird gewiß so tief gefühlt, daß die Wirkung nicht ganz ausbleibt.

Zürich, im November 1811.

Dr. Schinz, jünger.

Theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen!

Nicht Sucht zu glänzen, sondern der unwiderstehliche Drang meines Herzens bewegt mich, Sie mit einer Angelegenheit zu unterhalten, die sich nach meinen Ansichten ganz für diesen Zirkel von Männern eignet, deren theuerstes Interesse blos das Wohl, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes ist; mit einem Gegenstand, der ganz dem Wirkungskreise angemessen scheint, den sich unsere Gesellschaft und die Stifter derselben vorsetzten. Doch ich eile zur Sache.

Ich glaube, theuerste Freunde, Sie sind darin alle mit mir einverstanden, daß die gegenwärtige Lage unsers Vaterlandes in vielen Rücksichten sehr bedenklich ist, und daß die Unabhängigkeit desselben durch die von aussen auf uns wirkenden wichtigen Ereignisse sowohl, als durch Erschlaffung und

Gleichgültigkeit mancher Bewohner gefährdet zu werden droht.

Wie oft hört man mit auffallender Kälte von einer gewissen Klasse von Menschen über die wichtigsten Angelegenheiten unsers Vaterlandes sprechen, die den Mann, in dessen Brust noch Sinn für Vaterland, Freiheit und Selbstständigkeit herrscht, empören muß. Jene den Schweizer sonst vor allen Nationen so sehr auszeichnende Vaterlandsliebe, welche demselben willig und gerne die größten Opfer darbrachte, findet sich immer seltener, und hat einem Egoismus Platz gemacht, der sonst nur in monarchischen Staaten gefunden wurde, und uns unbegreiflich vorkam. Und doch ist es Gemeingeist allein, welcher republikanische Staaten erhalten kann, und der von jeher diese Verfassung so ehrwürdig machte. In einer Republik muß durch liebreiches, thätiges Zusammenwirken aller Bürger das bezweckt werden, was Monarchen durch Befehle und unumschränkte Gewalt erzwecken. Diesem Gemeingeist haben wir alle die schönen Einrichtungen zu danken, die auf das Glück, die Gesundheit und die mora-

lische und physische Besorgung der Bürger abzwecken; welche uns theils von unsern Vorältern zur treuen Erhaltung und Verpflegung hinterlassen wurden, theils auch in den letzten Zeiten der Noth neu aufblüheten, und des fortdauernden Gemeinwirkens bedürfen. Dieser Gemeingeist litt mächtig durch den Unbill der neuesten Zeiten, und doch erfordert unsere Lage so dringend, ihn nicht nur zu erhalten, sondern neu zu wecken. — Die Ursachen, welche so tief auf unsern Nationalkarakter einwirkten, sind nicht schwer aufzufinden, um so schwerer ist es dagegen, den Folgen abzuhelfen; und doch ist es so wichtig, so unabsehbar für unser und unserer Kinder Glück, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Sache hier, und zwar namentlich bei dieser Gesellschaft, wo so viele Vaterlandsfreunde aus mehrern Kantonen beisammen sind, zur Sprache zu bringen. Es ist und bleibt in meinen Augen die wichtigste Nationalangelegenheit, den alten Geist unserer Väter für Freiheit und Vaterland in den ersten Zeiten des Schweizerbundes auch in uns nicht ersterben zu lassen. Johannes

Müller sagt: Das Geheimniß unserer Kraft, dem bessere Rüstung, unaufhörliche Uebung und unverhältnißmäßige Uebermacht immer weichen mußten, ist, daß unsere Väter immer durchaus und einmüthig die Freiheit wollten. Fünf Jahrhunderte hindurch machte dieser Geist die Schweizer zum glücklichsten Volke, dessen Lage und Glück von den Nachbarn beneidet wurde; zu einem achtbaren Volke, um dessen Gunst selbst die Mächtigen Europa's buhlten, das aber eben deswegen auch nicht selten auf Irrwege gerieth, die seiner Moralität eben so nachtheilig als für das Leben vieler tausend Bürger verderblich wurden, die nicht für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, sondern aus unedler Geld- und Ruhmsucht, und weil sie stille Häuslichkeit nicht liebten, auf fremdem Boden umkamen. Aber der Gemeinsinn edlerer Bürger und die Anstrengung ehrwürdiger Staatsmänner brachten bald wieder eine bessere Richtung für Ruhmsucht und Thätigkeit hervor, die hinfort in guten Anstalten und dem Wohlstand der Bürger sich zeigte, und freudige Blüthen hervorbrachte. Verschwindet

aber diese Vaterlandsliebe, diese Liebe für Freiheit, für Selbstständigkeit, dieses lebhafte Gefühl von Menschenwürde, das nur der freie Mann haben kann, so werden wir verächtliche Sklaven des Eigennutzes, und sind nicht länger würdig, ein selbstständiges, freies Volk zu sein. Darum, theuerste Freunde, laßt uns diesem Verderben entgegenarbeiten, laßt uns alles anwenden, was in unserer Macht steht, um jenen Gemeinsinn wieder zu wecken, der unsere Väter belebte, als sie im Rütli zusammentraten, und Rettung dem bedrängten Vaterland schworen, ein Geist, der vor der Revolution noch so allgemein war, und dessen Erhaltung und Erhöhung wohl die Stifter unserer Gesellschaft am meisten zur Gründung unsers Vereins bewog. Ach, könnte ich Ihnen, theuerste Freunde und Brüder, diesen mir über alles wichtigen Gegenstand mit dem Feuer ans Herz legen, welches in meinem Innern für ein Vaterland brennt, das mir von Kindheit an so über alles theuer war, und in dessen Glück und Unabhängigkeit allein ich das meinige finde. Nehmen sie meinen schwachen

Vortrag als Herzenssprache gütig auf, ohne auf den Styl zu achten, da ich weder Gelehrsamkeit noch Rednertalent besitze, eine Sache von so hoher Würde würdig vorzutragen. Ich sollte über manches weitläufiger sein, aber die Zeit erlaubt dieses nicht, ich will keine weitläufige Abhandlung bringen, sondern wünsche blos der Sache Anstoß zu geben, und Gedanken zu wecken, die, von geschickten Männern ausgeführt, dem Vaterlande ausgezeichnet wichtig werden könnten.

Aber worin besteht denn der Vortheil unserer Verfassung, was hat unsere jetzige Lage so vorzugs- und wünschenswerthes? Ist sie es wohl werth, so viele Worte darüber zu verlieren? — Ich könnte hierüber ein sehr weitläufiges Gemälde entwerfen, welches die Sache ins vortheilhafteste Licht stellen würde, aber ich halte es nicht für nöthig, ich antworte blos: man werfe einen unpartheiischen Blick auf die benachbarten Staaten alle ohne Ausnahme, und man wird finden, daß unsere Lage in jeder Hinsicht beneidenswerth ist; wir leben unter einer Verfassung, welche wohl auch ihre Mängel hat (welche Ver-

fassung hat deren keine?), aber doch die Rechte Aller sichert, keine Vorrechte einzelner Kasten drücken die andern Bürger, keine unerschwinglichen Abgaben verzehren das Mark des Landes, und unter milden Gesezzen, entworfen von selbstgewählten Regenten, genießt ein jeder in Ruhe, was ihm das Glück oder sein Fleiß ihm bescherte. Zwar auch uns drücken, dies ist nicht zu läugnen, die Ereignisse von aussen; unser Handel, unser Gewerbsfleiß ist zu Boden gedrückt, und viele tausend Menschen sind in Gefahr, brodlos zu werden: aber haben es etwa unsere Nachbarn in dieser Hinsicht besser? Liegt nicht der Handel von ganz Europa darnieder; und würden wir wohl mehr gewinnen, wenn wir einem andern Laude angehörten? Schon der Gedanke müßte den Schweizer entehren, für einen augenblicklichen, blos pecuniären Vortheil, auch wenn er wirklich statt hätte, und nicht blos erträumt wäre, das Glück der Unabhängigkeit, der Freiheit für sich und seine Kinder dahin zu geben. So dachten, so handelten unsere Väter nicht; sie waren roher als wir, sie

kannten den verfeinerten Luxus unserer Tage noch nicht: aber sie dachten, sie handelten nur für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes; sie fühlten es, was es heiße, frei zu sein; was es für ein Glück sei, blos den eigenen Gesetzen zu gehorchen, nicht von den Launen der Fürsten oder eines stolzen Adels abzuhängen. O ihr Manen der Tell, Stauffacher, An der Halden, Fürst, sehet gnädig auf unser entartetes Geschlecht herab, das nur zu oft schon vergaß, was eure Tugend ihm gab; das nicht das theure Gut zu bewahren sucht, was euer Muth ihm erwarb! Mögen nie undankbare Enkel es vergessen, daß dein edles Blut, theurer Winkelried, für die Freiheit und Unabhängigkeit deines Vaterlandes floß. Wenn schon elende Weichlinge, unwürdig, den Namen Schweizer zu tragen, im Gefühl, solcher Tugenden nicht theilhaft zu sein, vielleicht deine hohe That als die eines Schwärmers verlachen, so lebt doch in der Brust jedes edeln Schweizers dein Name noch fort, und er bewundert deine Größe. Jetzt sind wir nicht mehr in der Stellung, unser Leben unmittelbar dem

Vaterlande opfern zu müssen, die Zeiten haben sich geändert; aber immer bedürfen wir noch der Männer, welche ihr Leben demselben weihen, und unerschütterlich den Stürmen von aussen zu wehren suchen, soviel in ihrer Gewalt ist. Nicht mehr mit den Waffen in der Hand, aber durch männliche Festigkeit, Klugheit, Mäßigung und Bescheidenheit müssen wir uns in unserer glücklichen Lage zu erhalten suchen. Die Verhältnisse und die Lage des Vaterlandes fordern dieses unumgänglich, da es, umgeben von mächtigen Nachbarn, nicht mehr auf die Waffen seiner Kinder bauen kann. Aber um deswillen lassen wir den Muth nicht sinken; noch lebt der Gott unserer Väter, der ihnen die Freiheit erringen half; sie hinterließen uns dieses unschätzbare Gut, und ihre Enkel sollen es zu erhalten suchen, so lange es in ihrer Macht steht. Würdig drückte sich hierüber der Gesandte von Unterwalden an der Tagsatzung zu Zürich aus, als er seine Begrüßung der Stände so anfieng: „Geld verloren, viel verloren; Ehre verloren, mehr verloren; Freiheit verloren,

Alles verloren. Die Freiheit und Selbstständigkeit der Schweiz ist das höchste Gut, welches wir besitzen; sie zu erhalten sei unser höchstes Bestreben, und keine Aufopferung sei uns zu groß. Und wenn auch schon unsere gegenwärtige Lage für den Augenblick nicht glänzend ist, wenn uns, die wir von der Vorsehung bis dahin so wunderbar beschützt worden, uns, die wir durch dieses Glück verwöhnt wurden, dieselbe wirklich drückend erscheint, so ist sie doch im Verhältniß zu der Lage anderer Staaten noch immer höchst beneidenswerth."

Aber welche Mittel stehen uns zu Gebote, die Vaterlandsliebe aufs neue zu wecken und zu beleben? Ich will suchen, einige davon anzugeben, welche theils direkt, theils indirekt dahin wirken. Doch erst noch einen Blick auf die Ursachen, welche jene Erschlaffung des Nationalgeistes hervorgebracht haben.

Eine der Hauptursachen führte die Revolution herbei. Die Erfahrung aller Zeiten und Völker zeigt uns, daß Extreme einander gar oft verdrängen. Auf den größten Freiheitsschwindel, welcher alle Leidenschaften in

Bewegung setzte, folgte Erschlaffung. Man fand, daß jenes System einer vollkommenen Gleichheit, so schön in der Theorie, so schwer in der Praxis anwendbar sei, und verwarf nun eben so voreilig alles auf dieses System Hinzielende; man glaubte entgegengesetzte Maasregeln ergreifen zu müssen. Die auf einander so schnell folgenden Regierungs- und Konstitutionsveränderungen, wo bald die eine, bald die andere Parthei siegte und doch keine viel gewann, machten am Ende die Volksmasse gleichgültiger; die zu gleicher Zeit Schlag auf Schlag in unserer Nachbarschaft erfolgenden äusserst wichtigen und auf unsere Lage so stark wirkenden Ereignisse setzten die Gemüther in eine neue Spannung, welche nothwendig endlich eine gewisse Gleichgültigkeit hervorbringen mußte; und da man bemerkte, wie alle Völker umher den Zeitumständen erlagen, und ein ähnliches Schicksal vorauszusehen glaubte: so machte man sich nach und nach mtt dem Gedanken bekannt, daß es auch der Schweiz so ergehen könnte.

Ebensoviel und noch mehr als die Revo-

lution wirkte, besonders in den letzten Zeiten, der traurige Zustand, in welchen Handlungs- und Fabrikenwesen geriethen, auf den Gemüthszustand der Völker. Denn wenn Menschen, welche vorher an einen gewissen Wohlstand gewöhnt waren, nun kärglich leben müssen, so fühlen sie den Druck viel stärker, als solche, welche immer in Dürftigkeit lebten. Es ist hier gar nicht der Ort, zu bestimmen, in wie fern ausgedehntes Handlungs- und Fabrikenwesen, mehr auf die Bedürfnisse und den Luxus des Auslandes, als auf eigenen Verbrauch berechnet, dem wahren Wohlstand eines Landes nützlich oder schädlich sei. Die Erfahrung zeigt leider allzudeutlich, wie richtig jene Patrioten sahen, welche schon lange dieser allzugroßen Ausbreitung unsers Handels einen schlimmen Ausgang prophezeiten, wenn auswärtige Ereignisse eine Stockung hervorbringen würden. Diese Folgen einer allzuweit gehenden, weniger auf die Bedürfnisse des Mutterlandes berechneten Industrie sind jetzt eingetreten, und drücken mit eiserner Last auf unser dadurch moralisch und physisch

verdorbenes und im Elende schmachtendes Fabriksvolk. Es ließe sich darüber manches große Buch schreiben! Man durchreise einmal jene Fabrikgegenden von St. Gallen, Appenzell, Glarus, Zürich und so weiter; man gehe in die Hütten der Armuth, des Elendes; man betrachte jene bleichen, abgezehrten, verkrüppelten, hohläugigen, siechen Menschen, die in Lumpen kaum verhüllt umherwandeln; man höre ihre Gespräche, belausche ihre Sitten, und man wird diese Menschen bedauern, die durch ein unglückliches Schicksal dem Ackerbau, der Viehzucht entzogen, an den Spinnstuhl verschlagen, ihr Leben versiechten, und jetzt durch ganz unvorhergesehene Umstände in Nahrungslosigkeit versunken sind. Meine Ueberzeugung ist die: Nur dann können Handlungs- und Fabrikwesen für den Staat von wahrem Nutzen sein, wenn sie mit der Landeskultur und andern Zweigen des menschlichen Treibens im Verhältniß stehen, und nicht so viele Menschen beschäftigen, daß jene darunter leiden. Ohnehin wird dadurch die Bevölkerung aus verschiedenen Ursachen bald allzusehr

angehäuft, und immer ist es für ein Land nachtheilig, wenn es viel mehr Bewohner hat, als es nähren kann, indem, wenn früher oder später die Menge der Fabrikarbeiter durch besondere Umstände in Unthätigkeit gerathen, die Noth dadurch sehr vergrößert werden muß. Doch das Uebel ist nun einmal da, ist mit fürchterlicher Gewalt über uns losgebrochen, und zeigt uns eine trübe Zukunft; aber dadurch müssen wir nicht muthlos werden, sondern lieber auf mildernde Gegenmittel denken, ehe die Noth allzugroß wird, und solcher Mittel finden sich, Gottlob, noch viele; sie bedürfen blos der Entwicklung, und diese Katastrophe kann für unser Vaterland sehr gute Folgen haben.

Eine Folge von Handlungs- und Fabrikenwesen ist erhöheter Wohlstand des Einzelnen, Vermehrung erkünstelter Bedürfnisse im Ganzen, folglich Luxus, Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, und diese Uebel sind für den Geist des Republikanismus äusserst gefährlich. Das ubi bene, ibi patria ist verweichlichten, sinnlichen Menschen immer gemein, und sie schätzen ein Vaterland gering, welches

sie zwar reichlich, aber weniger kostbar nährt; dagegen ein freiheitsliebender Mann lieber Milch aus hölzerner Schüssel im Lande der Freiheit, als Tunkinsnester aus Gold unter kriechenden Hofschranzen verzehrt; und wie oft kann jenes ubi bene, ibi patria auch so übersetzt werden: wo ich viel Geld verdiene, da ist mir wohl; und solchen Menschen gefällt ein freies Land nur dann vorzüglich, wenn seine Berge von Gold und seine Flüsse von Silber sind. Die Begierde, Geld zu gewinnen, setzt sie über alle Bedenklichkeiten weg, und sie scheuen sich nicht, selbst das Heiligste, das Vaterland, durch ihre Spekulationen in Gefahr zu setzen. Solche kümmert es wenig, ob das Land einem Fürsten unterworfen, oder ein freies Land sei, wenn sie nur für sich gute Geschäfte machen, und ihre Kassen sich immer reichlich füllen. Sie bedenken nicht, daß bei Unglücksfällen sie doch das Vaterland allein unterhalten, das Ausland verstoßen würde.

Jene Weichlichkeit nun, jener Hang zum Leichtsinn und zügellosen Leben, jener Luxus, der Folge von Fabrikationswesen ist, hat sich

aus den Städten über alle die Gegenden verbreitet, in denen hauptsächlich Fabrikarbeiter wohnen. Der leichte Erwerb bei blühender Handlung erzeugte Leichtsinn und Liederlichkeit. Des Sonntags mußte durchgebracht sein, was die Woche durch in den dunkeln Spinnstuben verdient worden; man machte leichtsinnig Schulden, in Hoffnung, sie eben so leicht wieder abverdienen zu können. Die jungen Leute heiratheten früh, die Familie vermehrte sich, und bald konnten die Kinder den Eltern helfen. So vermehrte sich die Bevölkerung in allen Fabriksgegenden unverhältnißmäßig, während sie in den Bauerngegenden sich fast gleich blieb. Der Ackerbau und die Landeskultur ward vernachläßigt, denn sie trug bei härterer Arbeit schlechtern Gewinn, und es ließ sich leichter im Schatten mehr verdienen, als an der heißen Sonne. Aber einen Sparpfenning bei gutem Verdienst auf die Seite zu legen, daran dachten wohl nur Wenige. Nun, da der Verdienst, der zwar schon lange darbte, fast gänzlich stockt, so sind alle diese Menschen verdienstlos; ihre Güter sind verschul-

det, ihre Körper zum Feldbau, selbst zur leichten Gartenarbeit zu schwach, und bei der kärglichsten Nahrung, im Schmutze und dem Gestank der engen, feuchten Zimmer, kann er auch nicht wohl Kräfte bekommen. Wie können solche Menschen wahre Liebe zum Vaterland haben? — Also auch diese Umstände erzeugten Schlaffheit und Lauheit für das Vaterland.

Aber welche Mittel lassen sich unter diesen Umständen wohl denken, welche im Stande wären, die Liebe zum Vaterlande wieder zu heben, und den Gemeingeist zu beleben?

Ich theile diese Mittel in direkt wirkende und indirekt wirkende ein.

Das erste und beinahe das wichtigste scheint mir, wenn nicht nur in den Schulen der Städte, sondern selbst auch, soviel es angeht, auf dem Lande, die Jugend in der Vaterlandsgeschichte unterrichtet würde. Unsere Kinder müssen wissen, wie unsere Väter die Freiheit errangen, wie viel Mühe sie die Erhaltung derselben kostete. Die Tugenden eines Tell, Attinghausen, Stauffacher, Winkelried, Von der Flue sollen auch sie kennen

lernen, jene Muster uneigennütziger Vaterlandsliebe sollen ihnen als Vorbilder eingeprägt werden. Man zeige dem Jüngling, worin der Vorzug eines freien Volkes vor einem monarchisch regierten bestehe. Man suche sie früh mit den Gefühlen für Menschheit, Menschlichkeit, politische Gleichheit innig zu erfüllen. Man mache sie aufmerksam auf die Schönheit unsers Landes, auf seine Produkte, auf die Hilfsquellen, die unserm Erwerb offen sind. Was ein solcher Unterricht auf das Herz des Jünglings vermag, glaube ich durch meine eigene und meiner Jugendgenossen Erfahrung beweisen zu können; nur mit der Ehrfurcht, welche man für Heilige hat, nannten wir immer die Namen unserer Helden, und in der kindischen Brust war kein Gedanke lebhafter, als einst ihnen ähnlich zu werden; auch ist den meisten dieses Gefühl geblieben, und noch glühet in ihnen beim Namen des Vaterlandes jenes Jugendfeuer, das uns schon als Knaben begeisterte, wenn schon vom gereiftern Manne manches von einer andern Seite angesehen wird, und die Erfahrung manchen Begriff

läuterte. — Kleine Reisen in die schönen Thäler unserer Alpen tragen ebenfalls ausserordentlich dazu bei, die Liebe fürs Vaterland zu heben. Man führe die Jugend in die Gebirge, wo die Natur in ihrem vollen Glanze erscheint, und die Wunder der Schöpfung das Herz mächtig ergreifen. Dort, wo der menschliche Geist entfesselt von den Banden der Etikette sich fühlt, dort, wo Alles Freiheit athmet, dort spricht mächtig die Wahrheit, die Schiller uns so schön lehrt:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinern Lüfte.

Dort lernt der Schweizer die Wahrheit des Lavaterschen Verses in der Natur kennen:

Fühl auf der Berge stolzem Haupt,
Der tiefen Thäler Glück,
Die Freiheit, die kein Neid uns raubt;
Nur Freude sei dein Blick.

Man führe sie auf die Schlachtfelder der ältern und der neuern Zeit, wo unsere Vorfahren die Freiheit erkämpften, und unsere noch lebenden Mitbrüder nicht ohne Ruhm

gegen übermächtige Heere stritten; denn wahrlich, wir dürfen uns der Schlachten bei Neueneck, an der Schindellege, bei Stanz und im Grauholz nicht schämen, die in unsern Tagen, wenn schon nicht mit dem Erfolge geliefert wurden, wie die Schlachten unserer Väter; sie zeigen, daß auch jetzt noch der Muth in der Schweizerbrust nicht erstorben sei, und viele rührende Beispiele beweisen, daß das „Süß und ehrenvoll ists, fürs Vaterland zu sterben" auch in unsern Zeiten nicht vergessen sei.

Aber noch mehr als auf den Ruhm des Kriegers, auch wenn er für das Vaterland ehrenvoll ficht, mache man unsere Jugend aufmerksam auf die Künste des Friedens; denn unsere Kleinheit, unsere Unbedeutenheit, unser Treiben und Handeln fordern jetzt weniger das Gewerbe des Soldaten, sie fordern Friede und Ruhe. Groß zeige sich der Schweizer in den Künsten des Friedens, der Patriot zeige seine Vaterlandsliebe darin, daß er sucht die Wissenschaften zu heben, die Kultur des Landes zu befördern, und den Handel so zu leiten, daß er mehr auf

die Bedürfnisse der Schweiz als des Auslandes berechnet ist.

Um diese Zwecke zu erreichen, wäre wohl kein schicklicheres Mittel, als wenn Männer, denen es Zeit und Geschäfte gestatten, Männer, in deren Busen sich das Gefühl für das Wohl des Vaterlandes tief eingegraben hat, und deren es allenthalben, Gottlob, noch mehrere giebt, in jeder Gegend, in jeder Stadt sich vereinten, und um sich lernbegierige Knaben und Jünglinge sammelten, welche sie über unsere Geschichte und Lage, und über das, was uns noth thut, belehrten. Es ist nichts neues, was hier angerathen wird; es ist ausgeführt, es ist mit Nutzen ausgeführt worden; durchdrungen von der Wahrheit, daß man schon in der Jugend die Liebe fürs Vaterland wecken müsse, wurden schon vor der Revolution in Zürich Knabengesellschaften gestiftet, welche wöchentlich zusammenkamen, und an deren Spitze jugendliebende und einsichtsvolle Männer aus allen Ständen sich stellten. Der Zweck dieser Gesellschaften war, dem Knaben früh sein Vaterland lieb und bekannt zu machen,

nicht im Ton pädantischer Lehren oder mönchischer Grundsätze, sondern bei zweckmäßig geleiteten Spielen, durch Aufführung kleiner vaterländischer Schauspiele, durch Vorlesungen aus der Schweizergeschichte, durch kleine Reisen in die benachbarten merkwürdigen Gegenden, durch Wallfahrten nach Tells Kapelle, nach Küßnacht, dem Grütli, dem Rigi u. s. w. Daß dieser Zweck nicht verfehlt wurde, glaube ich an mir und meinen Jugendgenossen bemerkt zu haben. Zwar reisete der Knabe nur flüchtig und unachtsam, zwar überhörte er in seinem Leichtsinn manches, aber vieles blieb doch, und legte einen guten Grund: und noch jetzt gedenken wir oft mit Freuden jener seligen Stunden, die wir da verlebten, und erneuern die Eindrücke, welche wir dort empfiengen. Etwas Zweckmäßiges der Art zu Stande zu bringen, liegt doch wohl in dem Vermögen vieler Mitglieder dieser Gesellschaft; es finden sich unter uns Männer aus allen Ständen, Männer von Einfluß in ihren Kantonen, Männer, welche oft und viel Umgang mit der Jugend haben: sollte es unmöglich sein,

auf diese oder jene Art auf die Jugend wohlthätig einzuwirken, und jenen Geist unter ihnen zu beleben, der uns allein Heil bringen kann. Das Gefühl der Wichtigkeit der Sache und der Erfolg früherer Versuche hat bereits mehrere Patrioten meiner Vaterstadt bewogen, den Versuch zu machen, jene durch die Revolution unterbrochene Knaben-Gesellschaften wiederherzustellen; und es ist wirklich gelungen, und man arbeitet daran, diese Art Unterricht mehr in Gang zu bringen.

Der indirekt auf das Wecken der Vaterlandsliebe wirkenden Mittel giebt es mehrere; dahin gehört alles, was den Wohlstand der größern Volksmasse befördern kann.

Die Beförderung der Landeskultur. Johannes Müller sagt: Die Handelschaft und Gewerbe haben nur einen vorübergehenden Flor; der Ackerbau und die Viehzucht sind die eigentlichen Reichthümer des Landes. Nur ein Land, welches seine ersten Bedürfnisse selbst baut, kann von andern unabhängig sein. Aber wird dies die Schweiz je können? Ich glaube ja, so weit wir auch noch davon entfernt sein mögen.

Die Zeit erlaubt nicht, weitläufige Beweise darüber anzuführen, aber Folgendes mag darüber doch nähern Aufschluß geben. Seit der Revolution hat die Landeskultur in mehrern Kantonen unstreitig ausserordentliche Fortschritte gemacht; ja, es giebt einige Gegenden, deren Ertrag beinahe aufs höchste steigt. Man erkennt es immer mehr, wie wichtig es für uns sei, die Landeskultur höher zu bringen, und die vielen Versuche und glücklichen Resultate eines Fellenberg und anderer großen Landwirthe der Schweiz haben das Ihrige dazu beigetragen, diesen Zweig der Industrie in höhern Schwung zu bringen, und namentlich zeichnen sich die Kantone Thurgau, Aargau, Bern, Waat und Zürich durch wesentliche Fortschritte aus. Doch auch in andern Kantonen fängt es an besser zu werden. Bereits wird auf den Fruchtmärkten in Zürich und anderswo weit mehr inländisches Getreide verkauft, als ehedem, und die niedern Fruchtpreise seit einigen Jahren zeigen, daß mehr gebaut worden. Bereits sind viele Allmenden und Gemeinweiden, die ehemals nichts ertrugen, ver-

schwunden, und tragen jetzt reichlich Früchte; aber doch giebt es wenige Gegenden, wo nicht noch viel zu verbessern wäre, und sehr viele, wo die Landeskultur noch ganz zurück ist, sei es aus Liebe zu altem Schlendrian, oder aus Liederlichkeit der Einwohner, oder daß Mangel an Kredit und Geld viele drückt, oder auch, daß die Fabriken zu viele Hände dem Ackerbau entzogen haben. Noch jetzt stehen viele Gemeinweiden öde da, und ertragen kaum etwas saures ungesundes Gras für mageres Vieh, das dafür den so nöthigen Dünger verträgt, oder schädliche Weid- und Zelgenrechte hindern weitern und sorgfältigern Anbau. An den meisten Orten sind die Anstalten zum Düngermachen noch allzuschlecht oder wohl gar nicht vorhanden; und doch ist der Dünger bei der Landwirthschaft die Hauptsache. Oder besondere Gemeindrechte hindern das Bauen von Häusern auf entfernte Güter; oder das Austreten von Flüssen macht andere Gegenden sumpficht. Kurz, der Hindernisse sind sehr viele und mannigfaltige, aber weitaus die meisten lassen sich leicht heben, wenn man nur will, wenn

die Guten nur zusammenhalten, und von den Regierungen unterstützt werden, so daß man sicher annehmen kann, wenn die Landeskultur so viel zunimmt, als sie leicht bei gutem Willen und Fleiß gewinnen kann, so kann in den ebenern Kantonen so viel Getreide gebaut werden, daß sie im Stande sind, selbst die Gebirgskantone größtentheils wo nicht ganz damit zu versehen. Ja, ohne Schaden des Fruchtbaues können hie und da noch Frbawaaren und andere wichtige Produkte gepflanzt werden. Selbst in denjenigen Kantonen, wo Viehzucht Hauptsache ist, ist die Wiesenkultur noch lange nicht so gut, als sie sein könnte; Trägheit und Schlendrian hindern da die bessere Bebauung. Würde es nicht möglich, nicht gut sein, wenn bei verminderter Handlung, wo die Kaufleute ihr Geld nicht besser valiren machen können, in diesen Zeiten, wo so viel vorher in den Handlungen arbeitendes Kapital zurückfließt, ein Theil dieses Geldes zum Ankauf entfernter, unbebauter aber bebaubarer Güter verwendet würde, wenn auf diese Güter die nöthigen Gebäude gestellt, und geschickte

Landwirthe hingesetzt würden? Was würde nicht dadurch an Lebensmitteln gewonnen, und wie mancher Arbeitslose bekäme Nahrung und Unterhalt! Ein Gedanke, der schon jetzt hie und da Freunde findet, und vielleicht auch zum Wohl des Ganzen wohl hie und da ausgeführt wird.

Unter die Mittel, dem sinkenden Wohlstand aufzuhelfen, gehört ferner Beförderung der Industrie für solche Produkte, welche im Lande selbst verbraucht werden. Wenn ich früher die Uebel gezeigt habe, welche aus Uebertreibung des Handels- und Fabrikenwesens entstanden, so steht dieses Mittel mit meiner Meinung doch nicht im Widerspruch. Das Uebel ist nun einmal da, und fordert dringende Hülfe. Durch Vermehrung der Landeskultur würden zwar viele Menschen beschäftigt, aber lange nicht so viel, als arbeitslose da sind. Fabriken müssen also unter den jetzigen Umständen vor wie nach bestehen; aber sie müssen nicht blos für das Ausland arbeiten, während uns das Ausland mit Fabrikaten wiederversorgt. Wie, wenn man es dahin brächte, daß keinerlei Art von

nöthigen Fabrikaten mehr eingeführt würde, insofern wir die erste Materie dazu haben können, sondern daß alle selbst im Lande fabrizirt würden; dahin gehören Wollrücher, mehrere Arten Baumwollenzeuge, Piquet, Nanquin und dergleichen, selbst Leinwand, welche bis dahin ins Ausland geführt wurden. Unsern Fabriken sollten also vorerst alle diese Bedürfnisse, die zum Theil freilich Luxus sind, aber nun einmal da sein müssen, im Lande selbst zu fabriziren suchen; dadurch würde doch wohl wieder eine schöne Zahl Menschen beschäftigt, und zwar für immer, denn diese Fabriken könnten nie ganz stocken. Man wird freilich einwenden, der Fabrikant könne nicht so leicht seine Fabrikation ändern; aber wenn er von seinen frühern Fabrikaten keinen Absatz mehr hat, muß er doch etwas anders anfangen, wenn er fortleben will. Auch ist eine solche Veränderung der Fabrikate gar nichts Neues, denn ehe die Baumwollenfabriken aufkamen, wurde mehr Leinwand und ähnliche Fabrikate verfertigt, als selbst im Land gebraucht wurde. Hierzu würde dienen, wenn die löblichen

Kantonsregierungen angemessene Prämien aussetzen, oder die Unternehmer von solchen Fabriken aufmuntern oder auf andere Art unterstützen würden. Noch mehr würde eine solche Aufmunterung geschehen können, wenn ganze Gesellschaften, ganze Gemeinden zusammenträten, und sich freiwillig entschlössen, sobald als Tücher oder andere Fabrikate der Art von einiger Güte im Lande fabrizirt würden, keine ausländische mehr zu kaufen, sondern sich in inländische Zeuge zu kleiden. Schon jetzt ist es kein Opfer mehr, das man bringen muß, denn schon jetzt werden Wolltücher im Lande, selbst aus inländischer Wolle verfertigt, die den besten sächsischen und französischen nichts nachstehen; es werden gute Kasimire, Nanquin und andere Zeuge verfertigt, welche wenig zu wünschen übrig lassen. Es ist also nicht einmal ein Opfer mehr, es ist Pflicht eines guten Bürgers, seine Mitbürger zu unterstützen. Und gesetzt auch, jene inländischen Zeuge würden den ausländischen nicht gleichkommen: sollten wir nicht doch lieber diese, als ausländische tragen, im Bewußtsein, wie viel dadurch der Noth

mancher Menschen abgeholfen würde? Sollten wir nicht stolz sein, uns in vaterländische Fabrikate kleiden zu können? Auch können dadurch andere Staaten nicht zu Repressalien gereizt werden, wenn nicht Regierungsschlüsse, sondern freier Wille der Privaten die Einfuhr fremder Fabrikate verbieten, wiewohl nicht einzusehen ist, warum nicht durch ein Tagsatzungsbeschluß die Einfuhr fremder Waaren eben so gut verboten werden könnte, als andere Nationen die Einfuhr unserer Fabrikate in ihr Land verbieten. Zur Beförderung der Wollenfabriken würde dann auch vorzüglich die Beförderung der Schafzucht von großer Wichtigkeit sein. Unsere Tuchfabriken im Kanton Zürich beziehen bereits einen großen Theil ihrer Wolle aus dem Kanton selbst, und durch Prämien und Aufmunterung der Regierung werden jetzt im Kanton Zürich gegen siebentausend Schafe gehalten, eine Zahl, die zwar sehr gering scheint, aber in einem Kanton, wo beinahe gar keine Weiden mehr sind, wo die Brache fast völlig aufgehoben ist, in einem Lande, das keine beträchtlichen Berge hat, und in

welchem vor drei bis vier Jahren kaum sechshundert Schafe zu finden waren, gewiß nicht unbeträchtlich ist; auch könnten schwerlich viel mehr ohne Nachtheil des Ackerbaues und der übrigen Viehzucht gehalten werden. Aber in den Gebirgskantonen könnte durch Einführung einer bessern Wiesenkultur eine ungemeine Menge Schafe mehr gehalten werden, als jetzt, da der Mangel an Winterfutter bisher ihre Vermehrung sehr gehindert hat. Auf den Alpen von Graubünden übersommern jährlich gegen fünfundvierzigtausend italienische Schafe; fast eben so viel auf denen des Kantons Tessin. Könnten nicht die Bündner und Tessiner wenigstens einen Theil dieser Schafe selbst halten, wenn sie sich bestreben würden, mehr Futter für den Winter durch bessere Wiesenkultur zu gewinnen?

Noch eine Menge Industriezweige kennen wir fast gar nicht, oder benutzen wir noch lange nicht genug. Ist es nicht auffallend, daß in einem Lande, wo die Viehzucht so stark ist, kaum einige beträchtliche Gerbereien sich befinden; daß die meisten

Häute auſſer Landes gehen, und wieder gegerbt um theure Preiſe gekauft werden? Könnte das nicht alles im Lande verarbeitet werden? Wir haben ſehr ergiebige Eiſen- und Bleibergwerke, und benutzen ſie nicht genug, da ſie doch im Stande wären, faſt alle unſere diesfälligen Bedürfniſſe zu befriedigen. Wir haben eine Stahlfabrik, welche Waare liefert, die der beſten engliſchen nichts nachſteht, und doch gelüſten wir nach jener. Wir haben viele Glashütten, welche vortreffliches weißes Glas liefern, und doch wollen wir böhmiſches Glas haben. Wir haben mehrere Porzellanfabriken, welche gutes und ſchönes Geſchirr liefern, und doch genügt es uns nicht, wir wollen franzöſiſches oder ſächſiſches oder gar engliſches Porzellan. Wir haben vortreffliche Holzarten aller Art, woraus ſich die ſchönſten und dauerhafteſten Mobilien verarbeiten laſſen, und wir gelüſten nach Mahagoni und Ebenholz. Wir haben geſchickte und vortreffliche Tiſchler und Ebeniſten im Lande, und verſchreiben uns Meubeln von Paris. Unſere Seidenfabriken liefern die vortrefflichſten Seidenzeuge, und wir

bedienen uns französischer Seidenwaaren. Unser Land liefert die vortrefflichsten Weine, und wir begnügen uns nicht damit, sondern verschwenden Tausende, um fremde, oft verfälschte Weine ins Land zu bringen. Weg mit allen diesen fremden, so leicht entbehrlichen Bedürfnissen, ehe wir über Verdienstlosigkeit klagen; ihre Befriedigung ist erlaubt, ist verzeihlich, wenn unsere Fabriken Beschäftigung haben, oder nicht genug liefern; aber sie ist sträflich, sie ist ein Raub am Nationaleigenthum, wenn wir sie unter den gegenwärtigen Umständen nicht lassen. Man berechne einmal, wieviel für solche Artikel aus dem Lande geht, und wie viele Menschen nützlich im Lande damit beschäftigt werden und ihr Brod verdienen könnten: und wer Liebe zum Vaterland und dessen Unabhängigkeit hat, wird eilen, sich ihrer sobald möglich zu entschlagen, so lange bis keine verdienstlosen Menschen mehr im Lande sind. Lasset uns zusammenstehen, lasset uns verbinden, so viel an uns ist, dazu mitzuwirken, daß besonders jene fremden Luxusartikel soviel möglich verbannt werden. Es

ist eine Entschließung, unserer gesellschaftlichen Stiftung angemessen, und von unendlich wichtigem Einfluß auf das Ganze.

Man sieht, wie viele Mittel uns noch zu Gebote stehen, welche weise benutzt dem sinkenden Wohlstand auf eine weit solidere Art wieder aufhelfen könnten, auf eine Art, welche unsere Unabhängigkeit zugleich am besten sichern würde. Ich lebe in der Ueberzeugung, die jetzige Krise des Handels ist für die Schweiz von unendlich vortheilhaften Folgen für die Zukunft, wenn nur Mittel zu finden sind, der augenblicklichen Noth in etwas abzuhelfen. Die Arznei ist zwar bitter, aber desto zuträglicher für den Wohlstand des Ganzen. Eine Reinigung war nöthig; die üppigen Schosse mußten beschnitten werden, sonst wäre unsere Existenz zwar glänzender, aber immer prekär und dem Zufall ausgesetzt geblieben.

Sehr wünschenswerth wäre es, wenn unsere Reichen und sogenannten Vornehmen das patriotische Opfer bringen würden, weniger Aufwand zu machen, sich mehr aufs Inländische einzuschränken, denn von

oben herab kömmt der Antrieb zum Guten, wie zum Bösen. Und vorzüglich in Republiken, wo keine Standesverschiedenheit herrscht, als die Reichthum oder Verdienste hervorbringt, wo jeder sich gleich fühlt, kömmt es viel auf das Beispiel von oben an. Der Schweizer soll nicht in glänzenden Equipagen, in königlichen Meubeln, in Juwelen und Gold sich groß dünken. Es ist Pflicht des Angesehenen in Republiken, mit gutem Beispiel von Mäßigkeit und Sittlichkeit seinem weniger begüterten Mitbürger voranzugehen. Nicht ohne Grund beschränkten unsere ehemaligen Regierungen, durch weise Gesetze, den Luxus. Möchten doch diese wieder hervorgerufen und den Zeitumständen angepaßt werden! Jene kostbaren Casino, Theater und andere Prachtgebäude machen uns wenig Ehre und Ruhm in den Augen der Vernünftigen, und wirken verderblich auf Sitten und Beutel. Jener Hang zur Ueppigkeit und Nachäffung der Sitten großer Städte erniedrigt uns zu Weichlingen, denen das Vaterland darum keinen Werth hat, weil es nicht genug darbietet, unsern Lüsten

zu fröhnen, und wie dort zu leben. Je schlimmer die Zeiten sind, desto mehr wird Aufwand gemacht, desto kostbarer wird es zu leben, um nicht hinter seines Gleichen zurückzubleiben. Wie, wenn auch hierfür in jeder Stadt sich wohldenkende Männer verpflichteten, den übrigen mit gutem Beispiel vorzugehen, sich bescheidener und wohlfeiler zu kleiden, sich auch in ihren Vergnügungen einzuschränken, bei öffentlichen Anläßen frugaler zu speisen u. s. w.? Wäre dieses nicht möglich, nicht vaterländisch, nicht ehrenvoll, und würde es nicht für Andere von großem Nutzen sein, die oft eine Ausgabe der Art blos drückt, weil sie ihrer Stellung wegen nicht hinter den andern zurückbleiben dürfen?

In unserer Hand liegen also, ich wiederhole es, die Hülfsmittel, unsere Lage zu verbessern; denn gesetzt auch, wir würden genöthigt, uns mehr einzuschränken, einfacher zu leben, uns weniger Bedürfnisse anzugewöhnen: wäre das wohl ein groß's Uebel? Ich glaube im Gegentheil die größte Wohlthat. Darum, lassen wir uns durch

das trübe Dunkel des Augenblicks nicht zu Boden drücken; noch immer auch, wenn es noch um vieles schlimmer würde, haben wir es weit besser, als alle unsere Nachbarn. Wir leben unter milden, selbstgeschaffenen Gesetzen, welche auch der Armuth und der Zeit Rechnung tragen, unter dem wohlthätigen Einfluß gleicher politischer Rechte, beneidet und geschätzt vom Auslande, und selbst von dem größten Manne unserer Zeit als Republik bestätigt. Zu unserm fernern Glücke stehen uns noch viele Wege offen, noch eine Menge Quellen des Wohlstandes sind zu benutzen; und zu dieser Benutzung können wir, theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! als Geistliche, Aerzte, Landwirthe, Kaufleute und so weiter, jeder an seinem Orte, das Seinige beitragen, des Vaterlandes Wohl zu befördern, für dasselbe zu wirken, zu handeln, Freiheits- und Schweizersinn zu wecken, zu erhalten. Dies, Brüder, ist der erhabene Zweck unserer Gesellschaft, dies thaten unsere Stifter. Uns sei der Name des freien Schweizers, uns

sei das Wohl, die Freiheit des Vaterlandes das höchste Ziel, was jeder in seinem Wirkungskreise zu erhalten sucht. Lasset uns bei dem unvergeßlichen Andenken der Gesellschaftsstifter, hier gleichsam am Altare des Vaterlandes, beim Kreisen des heiligen Bundesbechers schwören, alles zu thun, den Geist wahrer Vaterlandsliebe zu beleben, und mit aller Macht denen entgegenzuarbeiten, welche durch unbedachtsames Treiben, oder von falscher Hoffnung, die blos auf den Augenblick brechnet ist, uns und unsere Kinder ins Verderben stürzen könnten. Der Gott, der unsern Vätern die Freiheit erringen half, der unser Vaterland durch die Stürme der Zeit so vorzugsweise begünstigte, kann uns ferner erhalten. Wir aber sollen trachten, uns so klug und bescheiden zu betragen, daß die Mächtigen der Erde auf keine Art gereizt werden, und im Stillen das Glück erkennen, das uns vor Andern zu Theil ward. Und sollte es auch noch schlimmer kommen, so sei Schillers schöner Vers unser Wahlspruch:

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint.
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind.
Männerstolz vor Königsthronen.
Brüder, gält' es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

in Zofingen,

im Jahre 1812.

Zürich,
gedruckt bey Orell, Füßli und Compagnie.

80?

Mehrere Mitglieder der helvetischen Gesellschaft, umgeben von frohen Ehrengästen, freuten sich einander im traulichen Zofingen wieder zu sehen, und feyerten die schönen Tage ihres Beysammenseyns mit Jubel und angenehmen geistigen Unterhaltungen.

Schon die Eröffnung der ersten Sitzung am 12. May begann mit einer gehaltvollen Rede des Herrn Präsidenten, Doctor Römer von Zürich, „über das Glück, auch jetzt noch ein Schweitzer zu seyn" — worin der Redner durch die treffendsten Bemerkungen einen feinen aber ruhigen Beobachtungsgeist an den Tag legte, und jedes biedere Schweitzerherz zur dankbaren Freude und frohen Zufriedenheit stimmte.

In einer Abendsitzung unterhielt Herr Pfarrer Leucht von Dietgen die Gesellschaft mit einer werthvollen Vorlesung

„über den ästhetischen Geist des „sel. Hr. Dreyherrn Münchs von Basel“ und legte uns die vorzüglichsten Früchte seines Dichter-Genies mit der anmuthigsten Suade vor. Nach ihm erstattete uns Herr Apotheker Pflueger von Solothurn einen interessanten Bericht „über die Zuckerfabrikation aus „Kartoffeln„ wovon er uns den Syrup, den er selbst daraus gewonnen, zur Prüfung vorlegte. Die Gesellschaft bezeugte ihm ihren Dank, und nahm es auf sich, sein Verfahren dem schweitzerischen Publikum durch öffentliche Blätter bekannt zu machen.

In der zweyten Sitzung (13. May) hatte Herr Doctor Schinz von Zürich die Gefälligkeit eine Abhandlung (von Hr. Custer von Rheinegg der Hülfsgesellschaft in Zürich vorgelegt) als Gegenstück zu seinen vorjährigen „Vorschlägen den erschlaf„ten Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wie„der zu beleben“ uns unpartheyisch vorzu-

legen, welche nachher Herr Doctor Diethelm Lavater auf eine Art beleuchtete, die seiner Vaterlandsliebe eben so sehr als seinen Einsichten zur Ehre gereicht, und den ungetheiltesten Beyfall jedes edelgesinnten Schweitzers verdient.

Herr Rudolph Heß vom Florhof von Zürich beschenkte die Gesellschaft mit einem Muster sehr vortheilhafter Feuerleitern, so wie mit einer Belehrung über die Benutzung verschiedener Futterkräuter, von denen er mehrere getrocknet und in Reihen geordnet der Gesellschaft zulegte, und der Prüfung der Mitglieder empfahl. Mit allgemeinem Beyfall und öffentlichem Dank ward sein Geschenk angenommen. Um die Verhandlungen der Gesellschaft nicht zu überladen, und doch nichts wegzulassen, was zur vollständigen Kenntniß der Mitglieder geeignet ist, ward einhellig beschlossen, daß den Verhandlungen nicht mehr und nicht weniger beygedruckt werde, als was vom Sekretariat an die Druckerey abgegeben wird.

Auch ward der Wunsch bestimmt geäußert, daß jedes Mitglied nach den Statuten wenigst drey Exemplare anzunehmen gehalten seyn soll, um den Verleger in den Stand zu setzen, die Exemplare nicht durch den Buchhandel, sondern unmittelbar an die Mitglieder gelangen zu lassen.

Um auch für die frohen Genüsse der Gesellschaft zu sorgen, ward eine Kommission niedergesetzt, die sich mit der Auswahl froher Lieder für die Gesellschaft befassen, und dieselben dem Druck übergeben soll. Die Mitglieder verpflichten sich jeder zur Abnahme von zwey, und die Ehrengäste eines Exemplars. Für die ökonomischen Einrichtungen ward dem Sekretariat ein bestimmter Auftrag gegeben, die Sachen durch Unterhandlungen so anzuordnen, daß dem übertriebenen Aufwand gesteuert, und doch das, was der Anstand fordert, und zum freudigen Beysammenseyn beyträgt, nirgends fehlen möge: damit Niemand durch gar zu große Auslagen zurückgeschreckt sich von der Gesellschaft entferne.

Zu Mitgliedern des Comitté wurden gewählt:

Herr Altpräsident Römer, Med. Doct. von Zürich.
— Robert Glutz, von Blozheim, Canton Solothurn.
— Chorherr Ludwig Meyer, von Münster, Cant. Luzern.
— Pfarrer Leucht, v. Dietgen, C. Basel.
— Erziehungsrath Feer, von Arau.

Zu neuen Mitgliedern der Gesellschaft wurden nach der Vorschrift der Statuten vorgeschlagen, und einhellig angenommen:

Herr Pfarrer Brügger, von Reiden, Cant. Luzern.
— Doctor Lüthard, von Reiden, Cant. Luzern.
— Doctor Schmutziger, von Arau.
— Registrator Jäger, von Arau.
— Karl Herrosé, von Arau.
— Helfer Wanger, von Arau.
— Feer, Doct. Jur. von Arau.
— Bodmer, Arzt, v. Zürich, in Zofingen.
— Rohr, Med. Doct. von Lenzburg.
— Bertschinger, Doct. Jur. v. Lenzburg.

Herr Altpräsident Doctor Römer redete aus dem Herzen aller Mitglieder, als er

den herzlichsten Dank für die liebe Aufnahme, die trauliche Unterhaltung und das innige Bestreben uns die Tage unseres Hierseyns recht angenehm zu machen gegen die freundlichen Bürger der Stadt Zofingen mit Rührung aussprach.

Der 27. Tag des Herbstmonats ward zur Ankunft, und Dienstag der 28. zur ersten Sitzung der helvetischen Gesellschaft Morgens um 9 Uhr fürs Jahr 1813, in der Stadt Zofingen anberaumt.

Dem Herrn Präsident Doctor Römer von Zürich ward für sein Präsidium freundeydgenössischer Dank bezeugt, und zum Vorsteher der Gesellschaft für 1813 erwählt:

Herr Friedrich May von Schadau, von Bern.

Anrede

an die

Helvetische Gesellschaft.

Von

ihrem Präsidenten

J. J. Römer M. D.

von

Zürich.

Theuerste Freunde, Brüder und Eydsgenossen!

Das unschätzbare Glück, dessen wir auch jetzo noch genießen, Schweizer zu seyn, soll den Innhalt meiner Rede ausmachen.

Wie oft mußte ich nicht schon, wie oft gewiß wir alle, bitter darüber klagen hören, seit dem J. 1798 seye der alte Schweizergeist von uns gewichen; so wie an Kraft und Unabhängigkeit, so haben wir auch an Rechtlichkeit, an Liebe zum Vaterland, an Sitteneinfalt, an Gemeinsinn verloren: ein kalter Egoismus habe die Stelle jener Tugenden eingenohmen, und ein jeder berechne jetzt bloß welcher Nutzen für ihn und die seinigen aus dieser oder jener Handlung hervorfließen werde, unbekümmert ob das

Vaterland dabey gewinne oder verliere. Diese Denkart seye beym Vornehmen und Reichen wie bey dem Gemeinen und Armen die vorherrschende, und die Folgen derselben sehe man deutlich an der überhand nehmenden Zahl von ehemals sehr seltenen Verbrechen, an der Verwilderung der Jugend, am überhand nehmen des Luxus und der Ueppigkeit, des eheloſen Lebens, des Müßiggangs und der daraus entspringenden Armuth. Ihr haben wir die Nichtachtung der Religion, ihr die Seltenheit milder Gaben zu danken, die ehemals so reichlich an Spithäler, Wayſenhäuſer und andre fromme Stiftungen gespendet wurden.

Obenhin betrachtet scheint auch würklich etwas Wahres in diesen Aeuſſerungen zu liegen. Aber von Jugend an gewohnt an allem was mich umgiebt und auf mich einwirkt, nach Möglichkeit die lichtere Seite zu erspähen und aufzufaſſen, wollte es mir auch hier schon seit langem her scheinen, jene trübere Ansicht seye übertrieben und

beruhe auf irrigen Vergleichungen und Voraussetzungen. Ich bildete mir ein in jenen Klagenden Leute vor mir zu sehen, denen die Erinnerungen aus ihrer Jugend noch so angenehm sind, daß die Vergleichung der jetzigen Lebensart und der heutigstägigen Welt, mit dem Beginnen und Treiben der Menschen in jener frühern Epoche ihrer Existenz, allemal zum Nachtheil der neuern Zeiten ausfällt. Sie bedenken nicht, diese guten Leute, daß der muntere Knabe die nämliche Sache, die nämliche Begebenheit im rosigen Lichte der Jugend erblickt, und frohen Gemüths und leichten Sinnes so manches Dörnchen und Dorn überspringt, über den der zum Mann gereifte nur noch wegstolpert und an dem der Greis sich verwundet. Oder ich möchte sie auch mit den vielen braven Menschen vergleichen, die immer glauben, an dem Ort, an dem sie wohnen, da seye es am schlimmsten, da treffe man die meisten Klatschmäuler, die meisten Egoisten an; an jedem

andern Orte seye das gesellschaftliche Leben angenehmer, freyer, die Polizey beßer, die Theurung minder, der Dienstbote ehrlicher, der Handwerksmann bescheidner, der Vornehme umgänglicher. Wie würden sich die guten Leute wundern, wenn sie die Stadt B. und C. und D. eben so genau kennten wie ihre Vaterstadt A! Wie würden sie erröthen, wenn sie einmal in den eignen Busen griffen und von jenen eingebildeten Uebeln, diejenigen abrechneten, deren Schöpfer sie selbst sind.

Nein, ihr Menschen! ich bleibe dabey, es ist für die meisten Individuen nirgends beßer zu wohnen, als da, wohin das Schicksal sie versetzt hat. Nein, ihr Schweizer! es war und ist doch auf Gottes Erdboden nirgends beßer wohnen als in der Schweiz.

Oder sagt mir, ihr die ihr euch über den Egoismus, über den Mangel an Gemeinsinn der jetzigen Zeiten beklaget, wann saget ihr jemals, selbst in den glänzendesten verdienstreichsten Zeiten der Schweiz, ein

Unternehmen entstehen, beharrlich fortgesetzt werden, und einen so herrlichen Erfolg versprechen, wie die so muthig begonnene und nun im nächstfolgenden Jahre ihrer Vollendung zueilende Correction des Linthbettes? Sie, die so viel gutes, seit den letzten fünfzig Jahren versumpftes Land, dem Ackerbau und der Viehzucht wieder giebt und künftigen Versumpfungen vorbeugt. Die den jene ehemaligen Sümpfe bewohnenden Mensch aus seinem Siechthume errettet, die blaßen Wangen röthet, und auf weiten Strecken einen gesundern, kräftigern, lebensfrohern Menschenstamm vorbereitet. Darf die Schweiz nicht mit vaterländischem Stolz auf dieses Monument des Gemeinsinnes und des biedern Zusammenhaltens, da wo einzelner Mitbrüder große Noth es erfordert, hinblicken? Werden nicht künftige Jahrhunderte die Edeln aus allen Cantonen segnen, die zu einem so gemeinnützigen Zweck ihre Beyträge in einem Zeitalter nicht verwei-

gerten, das man so gerne des Egoismus zeiht?

Was sagen uns hierüber ferner Goldau's Ruinen, und mit denselben die Annalen des Cantons Schwytz? Wie drängte man sich auch da von allen Seiten her zu, um zu helfen, um zu unterstützen! Welch' schöne Summen zeigen die gedruckten Rechenschaften über die Verwendung der bey diesem Unglück gesteuerten Gelder! Und wenn der Wandrer jetzt traurig und in melancholische Gedanken versunken die Straße zieht, die durch den Schutt von Goldau führt, wenn er auch jetzt auf der ganzen langen Strecke noch nichts erblickt, als eine Capelle und ein Wirthshaus, einige wenige und kleine urbar gemachte und zum Cartoffelbau benutzte Plätze, ein halbes Dutzend Kirschbaumstämmchen und ein paar magere Kühe, und wenn ihn dieser Anblick zu mißmuthigen Betrachtungen über die verschiedenartige Betriebsamkeit der Menschen leitet, . . . wie angenehm wird da

sein Gemüth durch den Gedanken erheitert, die schöne Straße auf der du jetzt wandelst, ist das Werk aushaltendern Fleißes biederer zur Hülfe geeilter Eydsgenoßen!

Und die Brandstätten von Sargans und Herisau, sind nicht auch diese Zeugen des menschenfreundlichen Antheils, den der heutigstägige Schweizer am Unglücke seiner Brüder nimmt?

Wahrlich, wo dergleichen Beweise reden, da muß der Tadel verstummen.

Ehemals war der Schweizer nicht gewohnt öffentliche Abgaben zu entrichten. Seit 1803. ist es anders geworden, er muß bisweilen contribuiren, und so mäßig die ihm zu bezahlen obliegende Steuer immer seyn mag, so drückt sie ihn dennoch, und wäre es auch nur der Ungewohntheit wegen: aber dessen ohngeachtet, mit welch' einer rührenden Bereitwilligkeit wurden nicht allenthalben dergleichen persönliche und ökonomische Leistungen entrichtet. Selbst die kleinsten und ärmsten Cantone entzogen sich nicht.

Noch muß ich hier auch der vielen seit den letzten zehn Jahren in der Schweiz entstandenen Hülfsgesellschaften gedenken, deren einige ihre Hülfsbegierde bisweilen auch über die Gränzen ihres Cantons ausdehnen. Es ist hier der Ort nicht zu untersuchen, ob durch ihre Bemühungen mehr als in vorigen Zeiten auf die Armuth verwendet werde, oder ob die ehemaligen Almosen jetzt nur durch andre Canäle den Armen zufliessen. So viel ist immerhin gewiß, daß durch sie sehr große Summen gespendet werden, und es gränzt beynahe ans unglaubliche, wenn ich die Summe der Wohlthaten aussprechen wollte, welche der Zürcherischen Hülfsgesellschaft in dem ersten Jahrzehent, von ihrer Entstehung an gerechnet, zufloß.

Ich enthalte mich, andre Aeußerungen des Egoismus auf die nämliche Weise zu analysiren, obschon es nicht schwer wäre zu zeigen, daß auch sie im Verhältniß gegen frühere Zeiten eher ab- als zugenommen

haben. Die Behandlung der Untergebenen z. B. scheint viel humaner geworden zu seyn. Welch' ein großer Abstand zwischen einem Dienstboten von ehemals und von jetzt! wie schonend die Behandlung! wie mäßig ihre Arbeit! wie groß der Lohn!

Daß übrigens der Handwerker nicht mehr mit so geringem Lohne zufrieden ist, wie vormals; daß der Bauer seine Früchte, seinen Wein lieber theuer verkauft als wohlfeil .... das rechne ich nicht zum Egoismus.

Sitteneinfalt! ... ob wir an dieser so schönen Tugend gewonnen oder verloren haben; darüber möchte ich mit niemandem rechten! Allein, wenn wir die Sache aus dem relativen Gesichtspunkt ansehen, wenn wir rings um uns her blicken, und billig genug sind zuzugeben, daß wir nicht allein die vom Zeitenstrome stehen gebliebenen seyn können ... ob uns nicht auch dann noch manch' liebliche Erscheinung zuruft: es ist doch auch hierin bey uns immer noch besser, als an vielen andern Orten: noch so mancher

redliche Schweizer, ja ganze Gemeinden, bleiben bey der einfachen Sitte ihrer Väter, und wer davon abwich, der hat wenigstens den Sinn für das Ehrwürdige derselben nicht verloren; er würde sich selbst in den Augen des Publikums herabwürdigen, wenn er sie lächerlich fände.

Auch was seinen Sinn für Rechtlichkeit anbetrift, darf der Schweizer immer noch im Namen seiner Nation stolz darauf seyn. Daß es einzelne Ausnahmen giebt, ist traurige Wahrheit. Daß aber dieses der Menschennatur völlig analog seye; daß ein so großer Verein durchaus rechtlicher Menschen selbst im Romane kaum gedacht werden dörfe, darüber möge der Menschenkenner urtheilen. Mir genügt's, wenn die Maße gut und brav ist, und Sinn hat für Redlichkeit und für Recht; und Gott Lob! daß wir, meiner Ueberzeugung nach, auch dieses von den Schweizern rühmen dörfen.

Liebe zum Vaterland! Nein, du kannst und wirst nicht verloren gehen, du ehr-

würdiges Gefühl! So lange, Schweizerland, deine Hochgebirge stehen und die aus ihnen entspringenden Gewäßer die anmuthigen fruchtbaren Fluren der Thäler bespühlen, so lange wird sie auch im Herzen jedes freyen Schweizers unauslöschlich seyn, die heilige Flamme, bey der er seinem Vaterlande ewige Treue schwört. Wie unglücklich muß Der seyn, der den Werth dieses Himmelsgeschenkes nicht empfindet! O, laßt mir wenigstens den Wahn, daß es keine solchen giebt.

Wenn ich bis dahin zu zeigen bemüht war, daß die Hauptfehler nicht, oder wenigstens nicht in so hohem Grade vorhanden seyen, wie manche es uns gern bereden möchten, so sollte ich nun zu zeigen suchen, daß auch die Folgen davon nicht in so hohem Grade vorhanden seyen, als mancher sich einbildet. Und auch dieses sollte mir, glaube ich, nicht schwer werden. Um Sie aber nicht gar zu lange aufzuhalten, werde ich nur einiges leicht berühren.

Verbrechen kommen nach den gesammelten Beobachtungen, die ich darüber nicht allein im Canton Zürich, sondern auch in andern Cantonen, zu machen mir seit einer Reihe von Jahren viele Mühe gab, nicht mehr und nicht grellere vor, als in ältern Zeiten. Man muß, wenn man über so etwas urtheilen will, durchaus nicht bloß einen gegebenen kurzen Zeitraum zum Augenmerk nehmen, sondern eine Reihe von Jahren zusammen fassen. Die Erfahrung lehrt, daß es von jeher gewisse unglückliche Zeitpunkte gab, wo in einer gegebenen Gegend Verbrechen auf Verbrechen sich häuften, heute ein Kindermord, morgen ein Strassenraub, dann ein nächtlicher Einbruch u. s. w. entdeckt wurden, und bestraft werden mußten; wo gleichsam eine Epidemie von Verbrechen ein Land heimsuchte, und wo, wollte man aus dieser einzelnen Erscheinung schließen, das Land von Verbrechern wimmeln müßte. Dergleichen atro carbone notati dies können nun

freylich zur Bestätigung jener Behauptung scheinbar benutzt werden. Aber der Philosoph sieht nicht auf solche einzelne Erscheinungen. Er faßt eine Reihe von Jahren zusammen, und stellt seine Vergleichungen an. Und thut er dieses, so wird sich gewiß das Resultat ergeben, daß die Summe der Verbrechen in ältern Zeiten, denen der neuern die Wage halte, und daß, wenn auch in den ersten Jahren dieses Seculums vielleicht das Verhältniß derselbigen allzu bedenklich werden wollte, diese Folgen der Auftritte und Begebenheiten einiger vorhergegangener Jahre sich nunmehro wieder in beruhigende Schranken zurück begeben. Auch jetzo noch, wo ist das Land, das seinem Bewohner eine solche Sicherheit des Eigenthums gewährt, als die Schweiz; wo weniger gewaltsame Einbrüche verübt werden? weniger Strassenraub begangen wird?

Verwilderung der Jugend kann ich unmöglich zugeben. Wenn ich klagen wollte, wahrlich ich würde eher von Ueberverfei-

nerung sprechen, die mir schon viel mehr Herzweh verursacht hat, und die viel gewißer zu einer traurigen moralischen Verwilderung führt, als jener dem Leichtsinne des Jugendalters so angemessene Muthwille, der den Knaben zuversichtlich, ihn seine körperliche Kräfte, seine Gewandtheit, seinen Muth und Herzhaftigkeit entwickeln macht, und ihn so auf Zeiten und Umstände vorbereitet, wo er oft in den Fall kommt derselben zu bedörfen. Und daß dieser jugendliche Muthwille nicht ausarte in eigentliche Verwilderung, dafür wird von Eltern und Erziehern — immer rede ich im allgemeinen, nnd rechne einzelne Ausnahmen willig ab — treulich gesorgt. Musterhaft sind in dieser Rücksicht die Knabengesellschaften zu Zürich eingerichtet, und auffallend ihr guter Einfluß auf sittliche Bildung der männlichen Jugend.

Zugegeben, daß Müßiggang und Armuth dermalen auch bey uns einen bekümmernd hohen Grad erreicht haben, muß man

sich nur über die Ursachen dieser Erscheinung verstehen. Ich glaube nicht, daß die eingerissene Zügellosigkeit früherer Jahre daran Schuld sey, sondern der Hauptgrund davon scheint mir offenbar in der Verdienstlosigkeit unsrer Zeiten zu liegen. Wie manchen fleißigen Fabrikarbeiter birgt nicht die Schweiz, der keine Spanne Landes besitzt! Wie gern würde er arbeiten, wenn jemand da wäre, der ihm zu verdienen gäbe! Aber dem Kaufmann ist jeder Ausweg den er bis dahin für seine Fabrikate hatte, engherzig gesperrt. Er thut was er kann, aber will er am Ende nicht selbst zu Grunde gehen, so muß er aufhören einzukaufen. Der Arbeiter ist damit auf einmal außer Verdienst gesetzt: er kann seinen Broderwerb nicht sogleich wieder gegen einen andern vertauschen: Haue und Karst in Bewegung zu setzen, dazu hat er keine Kräfte und kein Grundeigenthum. So wird er nach und nach zum Müßiggang gezwungen, er verfällt in Armuth und kommt gänzlich an

die Durft seiner Mitmenschen, wenn nicht bald eine neue zweckmäßige, seinen körperlichen Kräften zusagende Beschäftigung für ihn ausfindig gemacht wird.

Luxus und Ueppigkeit nehmen von der andern Seite, in der Schweiz wie anderswo, überhand . . . es scheint aber auf guten Wegen zu seyn, daß Abnahm der Einkünfte diesem Verderben ein Ziel stecken werde. Wie viel verdienstvoller wäre es, wenn wir mit Männerkraft, den Sieg über uns selbst errängen, ehe harte Noth uns dazu zwänge!

Mögen auch Spithäler, Wayfenhäuser und andre fromme Stiftungen jetzt nicht mehr so reichlich bedacht werden wie ehemals, es wird darum der Armuth dennoch nichts entzogen. Jene Gaben werden jetzt nur anders verwendet, mitunter auch aus dem sehr richtigen Grunde, weil meistens die Stiftungen schon reich genug dotirt sind. So viele Armenschulen sind z. B. dagegen in neuern Zeiten

eingerichtet und ausgestattet, so viele ältere Schulanstalten verbessert und Vermächtnisse dafür gemacht worden, daß auch daraus der sich immer gleich bleibende wohlthätige Sinn der Schweizer sich beurkundet. Welch' ausgezeichneter Wohlthätigkeit haben nicht das neue Waysenhaus zu St. Gallen und das Blindeninstitut zu Zürich ihr Daseyn zu verdanken! Möchte nur bald auch ein Taubstummeninstitut irgendwo errichtet werden, und reichliche Unterstützung finden!

Doch ich will Sie, Tit., nicht länger mit einer nicht ganz unbestrittenen Schilderung eines Theils der gegenwärtigen moralischen und ökonomischen Lage unsers Vaterlandes aufhalten. Das Thema gäbe freylich Stoff zu mancher Abhandlung, und was ich hier nur in flüchtigen Umrissen zeichnete, das könnte in geübtern Händen zu einem Gemählde werden, das dem Ausländer wie dem Heimischen das höchste Intresse darböte. Wie anziehend müßte es nicht seyn, wenn von jedem Canton

eine Herzählung dessen geliefert würde, was seit 1803 zur Verbesserung seines politischen, moralischen, ökonomischen Zustandes gethan wurde!

Da würden wir wie in einem Spiegel erblicken, die klugen und wohlthätigen, dem Genius des Zeitalters angepaßten Gesetze, durch welche noch immerfort in so manchem Cantone der gesellschaftliche Verein befestnet, und die Existenz eines jeden Bewohners sicherer, ruhiger, angenehmer gemacht wird.

Da würden wir Obrigkeiten erblicken, vom Volke selbst gewählt, die mit einem Eifer, einer Gewissenhaftigkeit, welche unwillkührlich Ehrfurcht einflößt, der Erfüllung ihrer Pflichten obliegen, und sich im Herzen ihrer Mitbürger ein Monument der Liebe und Anhänglichkeit stiften, das jedem Magistrate die schönste Belohnung seiner Aufopferung, das einzige Ziel nach dem er ringt, seyn sollte.

Wir würden Männer sehen, die mit eben

so viel Thätigkeit als mit Geschicklichkeit und gutem Erfolge sich der Verbesserung der Schulanstalten annehmen. Schulen, die ihren Stiftern und Erhaltern, so wie den dabey angestellten Lehrern, die größte Ehre bringen. Eine Cantonsschule im Canton Aargau und im Canton Bündten, Muster in ihrer Art. Eine ähnliche zu Glarus; die treflich verbesserten Schul- und Unterrichts-Anstalten für reformirte und catholische Jugend im Canton St. Gallen; die Schul- und Pensions-Anstalt für Töchter im Canton Zug, ein Institut, das jede billige Erwartung übertrift, worinn die Töchter an Geist und Körper vortreflich versorgt sind; wie weit abstehend von der Erziehung in andern mir bekannten Klöstern! Einzig wäre zu wünschen, daß im wissenschaftlichen Unterrichte einige Verbesserungen vorgenommen würden, welche die Mädchen ihrer hohen Bestimmung, gute Hausmütter zu werden, noch etwas näher brächten.

Wir würden finden, daß Künste und Wissenschaften, da wo sie ehemals blüheten auch jetzt noch ihre Altäre haben. Wenn die alma Basileensis im Laufe der Zeiten vielleicht ein wenig in Abnahme kam, so hebt dafür die fürstlich ausgestattete Akademie zu Bern desto kräftiger ihr Haupt empor: das mediciniſch chirurgiſche Inſtitut zu Zürich blühet: das daſelbſt ſeit wenig Jahren eingerichtete politiſche Inſtitut, hat, ohngeachtet ſeiner Natur nach wenigere Jünglinge daran Antheil nehmen können, dennoch ſchon ſehr erfreuliche Früchte getragen: der Buchhandel leidet zwar, wie allenthalben, unter dem Drucke der Zeiten, aber dennoch fördert er manch' ſchönes und nützliches Werk zu Tage und findet in dem kleinen Ländchen mehr Unterſtützung, als es in vielen gröſſern nicht geſchiehet: die phyſikaliſche Geſellſchaft zu Zürich, die naturforſchende und ökonomiſche Geſellſchaft zu Bern, die Nacheiferungsgeſellſchaft zu Lauſanne ſetzen ſtill und ge-

räuschlos ihre gemeinnützigen Arbeiten fort, und ihre Sammlungen nehmen mit jedem Jahre an innerm Gehalt und Schönheit zu; die von Bern wird noch insbesondre durch die von Zeit zu Zeit — nur, für unsre Wißbegierde, in allzulangen Pausen — heraus kommenden von sehr guten Abbildungen begleiteten Beschreibungen der intressantesten darinn befindlichen Merkwürdigkeiten gemeinnütziger gemacht. In Bern wurde neuerlich eine schweizerische geschichtforschende Gesellschaft gestiftet, oder sie stieg vielmehr aus der Asche der ältern, ein zweyter Phönix, empor; unter den Auspicien eines Schultheiß von Mülinen darf man sich von den unverdrossenen Bemühungen der in ihr vereinigten Schweizergelehrten die gedeihlichsten Früchte versprechen: für Musik und Gesang sind — darüber möget ihr unsern Häfliger fragen — Nägeli und Pfeiffer hochverdiente, durch ganz Deutschland gepriesene Namen: und daß unsre Künstler nicht ausgestorben seyen, das

wird man hoffentlich noch in diesem Monat zu Zofingen deutlich hören. . . . . Doch im Ernste, wer kennt, wer feyert nicht mit dem ganzen Auslande die Namen eines Birrmann, Wocher, Lips, Usteri, Huber, Geßner, Steiner, Rieter, Vollmer, König, Lorry und so vieler andrer, von deren Geschicklichkeit, Erfindungsgeist und munterer Laune, die Stadtbibliothek unsers gastfreundlichen Zofingen so schöne Proben aufzuweisen hat. In Zürich und Bern befinden sich vortrefliche Arbeiter für chirurgische Instrumente, wahre Künstler in ihrer Art: zu Zürich ein Mechaniker (Oeri) der mit den beßten des Auslandes in eine Reihe sich stellen läßt: zu Bern ein Büchsenschmied, der zu den geschicktesten jetzt lebenden gehört (der aber seitdem seine Industrie nach Stuttgardt verlegt hat). Mit welch' hartem Drucke unsre Bänder-Seiden-Moußeline-Indiennes-Fabriken zu kämpfen haben, ist leider nur zu bekannt. Und dennoch ruhet auch hier der Erfindungsgeist nicht; immer beschäftigt er sich mit

neuen Mustern, neuen Farben, neuen Maschinen, und bietet standhaft dem Sturme trotz. Si Pergama dextra defendi possent, hac defenderentur. Welch' kostbare Unternehmungen von Spinnmaschinen wurden nicht in einigen Cantonen gemacht und vom beßten Erfolge gekrönt! Gehört nicht z. B. die von Zürich zu den schönsten und gelungensten in ihrer Art?

Wir würden finden, wie Viehzucht und Akerbau sich je länger je mehr vervollkommnet, wie der Landwirth von Jahr zu Jahr seine Besitzungen einträglicher zu machen lernt. Wie die Regierungen alles thun, was diesen Zweig der Nationalindustrie zu befördern vermag. Würden die Viehzucht im höchsten Flor antreffen, und Maaßregeln, die zu Vervollkommnung derselben aufmuntern, wie: Anstalten zu Verbesserung der Thierarzneykunde, Viehschauen, Prämien, und vor allem wohleingerichtete Viehaßekuranzen, welche gewiß das kostbarste und wohlthätigste Geschenk

sind, das eine väterliche Regierung dem Vieheigenthümer machen kann. Er würde die Schafzucht in Aufnahme, und Anstalten erblicken, die darauf abzwecken, den Schweizer nach und nach auch in vaterländische Wollenfabrikate zu kleiden. Auch die Forstcultur bleibt nicht zurück. Bern hat in diesem Zweige der Staatsökonomie entschiedene und anerkannte Vorzüge vor allen übrigen Cantonen: aber seit einigen Jahren denkt auch Zürich sehr ernstlich und mit beßtem Erfolge auf die Verbesserung seiner Forstwirthschaft. Im Canton Lucern werden nunmehro vermittelst künstlicher Vorrichtungen, die Reichthümer der bis dahin unbenutzt gebliebenen Wälder am Pilatus zu anscheinend großem Vortheile der Einwohner benutzt, und ist es einzig zu wünschen, daß auch hier nach Grundsätzen verfahren und nicht unüberlegt alles niedergehauen werde, was einigen momentanen Vortheil verspricht. Es ist, wenn Sie wollen, unbedeutend was ich jetzt erzählen

will, aber wer es weiß, wie ungeheuer schwierig es in den demokratischen Cantonen ist, mit Verbesserungsvorschlägen durchzudringen, so bald von Neuerungen die Rede ist, der wird sich mit mir herzlich freuen zu vernehmen, daß am 8. May dieses Jahrs die Distrikts-Landsgemeine in Altdorf (Uri) einmüthig beschlossen hat: „Daß in jeder Gemeinde des Distrikts Al„torf eine Armenpflege errichtet werde, „und daß zu diesem Zwecke es dem Land„rath überlassen sey, jeder Gemeinde, nach „Bedürfniß ihrer Armen, ein Stück All„mend zum Anpflanzen (besonders von „Cartoffeln) anzuweisen und auszutheilen." Die Herren Landamman Arnold, und der bischöfliche Commissarius und Pfarrer Devaya sind diejenigen, die zu Erreichung dieses schönen Zweckes sich die größte Mühe gaben.

Für den Straßen- und Brückenbau wurde seit 1803 ebenfalls viel gethan. Zwar bleiben immer noch Berns fürstliche Heer-

straßen unübertroffen. Aber auch in andern Cantonen, dem Teßin z. B. und Schwyz, sucht man, bey mindern Kräften, doch nach Möglichkeit, diese so großen Erleichterungsmittel des Handels in guten Stand zu stellen. Schaffhausen hat seine berühmte Rheinbrücke sehr brav, Zürich die seinige bey Eglisau schöner wieder hergestellt als sie vorher war. Und der im verflossenen Jahre vollendete Bau der kühnen Brücke über die Sitter im Canton St. Gallen, gehört gewiß zu dem merkwürdigsten, was die Schweiz in diesem Fache aufzuweisen hat.

Auch andre öffentliche Bauten wurden in verschiedenen Cantonen, immer mehr zum Nutzen als zur Pracht, aufgeführt; und in einigen sehr gut projectirte Feuerassekuranzen in Gang gebracht, deren Nutzen und Vortheil sich schon so reichlich erprobet hat, daß er wohl auch noch andre zur Nachahmung vermögen wird. Derjenige, der auch hierin den democratischen Cantonen

mit gutem Beyspiel voran gieng, ist der kleine, aber sehr wohl organisirte Canton Zug.

Aber, wo wollte ich aufhören, wenn ich es alles aufzählen müßte, das Gute, das Beglückende, dessen wir Schweizer auch jetzo noch in so reichem Maaße genießen! Sind uns doch sogar auch unsre Volksfeste, diese vortreflichen von unsern Vätern vererbten Erheiterungsmittel, an denen nicht einzelne Casten allein, sondern eine ganze große Volksmaße frohen Antheil nimmt, übrig geblieben. Es sey mir hier erlaubt, den Wunsch zu äußern, daß in allen Cantonen sich jemand die Mühe gäbe die seinigen zu beschreiben, und zwar nicht bloß die jetzt noch existirenden, sondern auch die, welche schon in frühern oder neuern Zeiten aufgehört haben. Es würden solche Beschreibungen ein würdiger und angenehmer Stoff der Unterhaltung für die Sitzung des zweyten Tages werden; und wer weiß, ob sich nicht Vorschläge daran knüpfen

ließen, wie etwa hie und da einige neue einzuführen wären. In Zürich haben wir z. B. den Bechtoldstag, der am zweyten Tage des Jahres zu Stadt und Land durch allgemeinen Jubel und Lustbarkeiten, von reich und arm, von vornehm und gemein gefeyert wird. Es ist aber damit noch in der Stadt die besondre, und in ihrer Art vielleicht einzige Uebung verbunden, daß am Morgen dieses Freudentages die Kinder in ihrem schönsten Putze auf die durch die ganze Stadt zerstreuten Zunft- und Gesellschaftshäuser herum geschickt werden, um dahin die sogenannten Stubenhitzen zu bringen, wofür sie dann ein kleines Gegengeschenk, das bisweilen aus Honigkuchen, meistens aber aus Kupferstichen besteht, die von einem angenehmen und lehrreichen Texte begleitet, dem Kinde irgend einen intressanten Zug aus der ältern Schweizergeschichte ins Gedächtniß zurück rufen, oder dasselbe sonst mit einer Merkwürdigkeit seines Vaterlandes bekannt machen.

Alles, was Zürich's reiche Sammlungen an Natur- und Kunstseltenheiten schönes und merkwürdiges haben, wird bey dieser Gelegenheit dem lernbegierigen Kinde und jedem Neugierigen zur Schau ausgestellt. Das Wogen, das Gewimmel der bunten Menge, die aus weiter Entfernung ab der Landschaft, selbst aus andern Cantonen herbeyströmt um des herrlichen Anblickes der muntern Kinder zu genießen; und sich im Anschauen der ausgestellten Seltenheiten zu laben, . . . das muß man gesehen haben, wenn man sich einen Begriff davon machen will, es ist einzig in seiner Art. Und dennoch allenthalben die größte Ruhe, nichts als Munterkeit, nirgends eine Störung der Freude. Es ist etwas unerhörtes, daß jemals durch irgend einen unangenehmen Vorfall die Vergnügungen des Tages wären gestört worden. Dieser Freude nehmende und Freude gebende Sinn, so allgemein, wie durch einen Zauberschlag, der bunten Menge mitgetheilt, wie köstlich!

Auch ahmte in neuern Zeiten Winterthur, und in den neuesten St. Gallen, die Sitte der Austheilung von Kupferstichen (die zugleich als eine Gallerie von Arbeiten der gleichzeitigen vaterländischen Kupferstecher angesehen werden könnten, wenn die neuern den ältern, einem Conrad Meyer z. B. nachahmen, und in dieses Nationalarchiv auch von den beßern Arbeiten ihrer Nadel oder ihres Grabstichels niederlegen wollten) am Bechtoldstage nach. Die zu Bern seit einigen Jahren, ohngefähr in diesem Sinne ausgearbeiteten und mit größtentheils mißlungenen Kupfern versehenen Neujahrsgeschenke für die Jugend sind, da sie nicht ausgetheilt, sondern nur im Buchladen verkauft werden, nicht hieher zu zählen. —

Aber ließe sich nicht auch in andern Cantonen, etwa bey feyerlicher Vertheilung der Schulprämien, oder andern schicklichen Gelegenheiten, etwas ähnliches veranstalten?

Doch genug!

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen die Gründe darzustellen, warum ich es für ein Glück halte, Schweizer zu seyn. Der Beweis konnte mir eigentlich nicht schwer werden; denn er liegt in Ihrer aller Herzen lebendiger, fester und deutlicher eingegraben, als ich ihn jemals gegen Sie zu führen gewußt hätte. Er spricht sich auch in meinem Innern viel kräftiger aus, als meine schwache Feder es zu schildern vermag. Schön und groß war unsrer Väter Muth im Schlachtfelde, wo es die Freyheit galt. Schön die Treue und Anhänglichkeit, mit der man das von den Vätern geerbte Kleinod zu bewahren sich mühte. O! seyd doch dankbar dafür, liebe Landsleute, daß ihr es jetzt noch habt. . . dankt Gott dafür mit Freudenthränen. Murret nicht, wenn nicht alles ganz so geht, wie ihr niemals satten es wünschet. Ist nicht des Guten das wir genießen eine solche Uebermenge, daß das, was besser seyn könnte, sich davor im Nebel verliert? Oder

wollet ihr die einzigen seyn, die gänzlich ausgeschlossen bleiben, vom Umschwunge der Zeiten? Wollet ihr den Lauf der Dinge da aufzuhalten wagen, wo er auch euch treffen könnte? Denket doch ein wenig nach an alles, was die letzten zwanzig Jahre über ganz Europa, was sie über die Schweiz brachten: wie viel schreckliches über so viele Länder, wie viel drohendes über das Eurige. Und dennoch stehet ihr da, ihr Wunderbaren! steht, wie eine Palme, die der Sturm zwar gebogen, aber nicht zerknickt hat: nehmet wenig Antheil an den Kriegsauftritten, unter denen sonst ganz Europa seufzt: bleibet ungestört und ungekränkt im freyen Besitze eures Eigenthums, das durch keine drückende Auflagen euch zur Last wird: wählet euch selbst eure Obrigkeiten, Männer, die vaterländisch gesinnt, gewissenhaft, standhaft, unbestechlich und anspruchslose Schweizer sind: eure Kinder erziehet ihr für euch, und für ihren Unterricht sorget das Vaterland: ihr habt keine schweren Abga-

ben zu bezahlen, und was ihr entrichtet, das wird zum Nutzen für euch und eure Mitbürger verwendet, nicht zu Bereicherung einzelner Uebermüthigen: Ruhe und Frieden, Eintracht und Gerechtigkeit wohnen in euern Hütten: nützlich beschäftigt der Landbau viele Hände: eure Handwerker haben Beschäftigung, und wenn eure Fabrikate nicht mehr so ungehindert ausgeführt werden dürfen wie ehemals, so hängt es dagegen auch nur von eurem freyen Willen ab, euch von manchen, bis dahin mit schwerem Gelde vom Auslande bezogenen, Bedürfnissen unabhängig zu machen.

Schaut um euch, und gestehet ehrlich, welche kleinere oder größere Nation kann sich jetzt eines solchen Glückes rühmen?

Seyd daher zufrieden und dankbar und verlanget nicht nach mehrerem, damit das, was ihr habt, euch desto sicherer bleibe.

Und ihr, liebe Freunde, Brüder und Eydsgenossen! bey euch ist es schon längst entschieden, daß unser Vaterland den Vorzug

verdient. Freuen wir uns auch in diesen Tagen trauten Beysammenseyns des Glükes Schweizer zu seyn. Thue jeder nach seiner Lage sein Bestes, um uns diesen beneidenswerthen Zustand noch lange zu erhalten. Warme Anhänglichkeit, unverbrüchliche Treue unserm Vaterlande soll unser aller Wahlspruch seyn, und ruhig und froh wollen wir einst unser Haupt senken, wenn wir unsern Kindern den von den Vätern geerbten Schatz hinterlassen können.

Jetzt aber wollen wir jubeln und jauchzen und fröhlich seyn, und den Ehrensprung den einst Freund Asmus that, wenigstens im Herzen machen, da wohlhergebrachte Sittsamkeit es uns nicht erlaubt ihn in natura auf Zofingens Schützenmatte, oder auf dem heitern Platz zu thun.

Gottes Segen über die Schweiz!

Namen
der anwesenden Mitglieder.

Herr Bächlin, Hauptmann, von Brugg.
— Elsener, Med. Doct. v. Altorf. C. Uri.
— Farschon, Gabriel, Pfarrer zu Brittnau.
— Feer, Mitglied des Erziehungsraths zu Arau.
— Frey, Stadtammann von Arau.
— Frikhard, Pfarrer, von Zofingen.
— Glutz, von Blozheim, von Solothurn.
— Gränicher, Oberst, von Zofingen.
— Häfliger, Dekan u. Pfr. zu Hochdorf.
— Häfliger, Sextar im Gormund.
— Kasthofer, Stadtschreiber zu Arau.
— Lavater, Dieth. Med. Doct. v. Zürich.
— Leücht, Pfarrer zu Dietgen, v. Basel.
— Ligerz, v., Commandeur zu Hohenrein.
— Lutz, Pfarrer zu Läufelfingen, v. Basel.
— May, Friedrich, von Schadau, v. Bern.
— Meißner, Professor der Naturgeschichte in Bern.
— Meyer, Ludwig, Chorherr, v. Münster.
— Müller, Oberst von Zofingen.
— Müller, sen. von Zofingen.
— Müller, Stadtschreiber, von Zofingen.
— Oth, Ludwig, von Bern.
— Pflueger, Apotheker, v. Solothurn.
— Römer, Med. Doct. von Zürich.

Herr Rohr, Cantonsrath, von Lenzburg.
— Rychner, Stadtrath, von Arau.
— Schallbretter, Sextar und Pfarrer, von Großendietweil.
— Schinz, Heinr. Rud. Med. Doct. v. Zürich.
— Siegfried, Amtsschreiber, von Zofingen.
— Spörlin, Anton, von Müllhausen.
— Stalder, Chorherr, Dekan u. Pfarrer zu Escholzmatt.
— Steinmann, Stiftsliquidator, von St. Gallen.
— Suter, Hauptmann, von Zofingen.
— Suter, Schaffner, von Zofingen.
— Suter, Med. Doct. von Zofingen.
— Suter, Oberst, von Zofingen.
— Suter, Oberst und Stadtrath, von Zofingen.
— Wild, Forstrath, von Arau.

Anwesende Gäste.

Herr Ammann, Med. Doct. Bezirksarzt, v. Muri.
— Bertschinger, Doct. Jur. v. Lenzburg.
— Bodmer, v. Zürich, Arzt in Zofingen.
— Brügger, Pfarrer in Reiden.
— Eßlinger, vom Hard, in Zürich.
— Evers, Lehrer in Arau.
— Feer, Doct. Jur. von Arau.

Herr Felber, Ehegerichts-Prokurator, von Basel.
— Gugelmann, J. R. Med. Doct. von Attiswil.
— Hallwil, von, Oberstlieutenant in Arau.
— Heß, Stadtsekelmeister, von Zürich.
— Herrosé, Karl, von Arau.
— Hirt, Negotiant, von Solothurn.
— Jäger, Registrator in Arau.
— Lüthart, Arzt in Reiden.
— Munzinger, Bernard, Notar, von Solothurn.
— Nägeli, v. Zürich, Arzt in Schöfftland.
— Rohr, Med. Doct. von Lenzburg.
— Ruepp, Alois, Med. Doct. von Sarnenstorf.
— Schlapp, Franz J., von Solothurn.
— Schmidter, Doct. Jur. von Arburg.
— Schmutziger, Med. Doct. von Arau.
— Spörlin, Sebastian, v. Müllhausen.
— Troxler, Pfarrer in Richenthal.
— Vok, Med. Doct. von Sarnenstorf.
— Wanger, Helfer in Arau.
— Wohler, Vikar, von Wohlen.

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

in Zofingen,

im Jahre 1813.

Zürich,

gedruckt bey Orell, Füßli und Compagnie.

807.

Mochten auch Gefahr drohende Wolken am politischen Himmel unserem Zusammenkommen in Zofingen eben keine frohen Tage weissagen; so wurden die Freunde doch auf den 28. Herbstmonats dahin beschieden, im heitern Vertrauen auf das Wort: „das Huus genannt zum Schwyzerland, das stohd i Gottes Hand.“ Und unser Vertrauen ward nicht getäuscht. Es erschienen Freunde und Gäste mit gewohnter herzlicher Fröhlichkeit, und feyerten die Tage ihres Beysammenseyns im lieben Zofingen nach hergebrachter schweizerischer Sitte.

Herr Präsident Fr. May von Scha-

dau eröffnete die erste Sitzung am 28sten Herbstmonat mit einer gehaltvollen tiefbegründeten Rede über die Vortheile der Gemeinheiten in der Schweiz. Er streute darin einige Blumen auf das Grab des seel. Herrn Apellationsgerichts-Präsidenten Ringier von Zofingen; dessen unwandelbare Vaterlandsliebe er in einigen kurzen Umrissen zeichnete, und als Seitenstück auf das Bild des sel. Herrn Rathsherrn Meyers von Aarau hindeutete, dessen Vollendung er der Feder eines näheren Freundes des Seligen anheimstellte.

Der Wunsch mehrerer Mitglieder, die Verhandlungen der Gesellschaft nicht in den Buchhandel kommen zu lassen, sondern dieselben (nach den Statuten jedem 3 Exemplare) nur an die Mitglieder zu vertheilen, gab bey seiner einhelligen Annahme Anlaß, die Nothwendigkeit eines Beytrags von jedem Mitglied zur Deckung allerley kleiner unumgänglicher Ausgaben

zur Sprache zu bringen. Der Vorschlag wurde mit Beyfall aufgenommen, und für das Jahr ein Franken als Beytrag in der Meynung bestimmt, daß ein späterhin sich zeigender Ueberschuß zu Erleichterung der Druckkosten und zur Verschönerung einer bereits beschlossenen gesellschaftlichen Liedersammlung verwendet werde, mit der Aufforderung an den Sekretär, durch ein Zirkular diesen Beschluß allen abwesenden Mitgliedern bekannt zu machen, und bey diesem Anlaß die ältern Mitglieder zum Beytritt, so wie zur Theilnahme an allem, was das Wohl der Gesellschaft betrifft, freundeidsgenössisch auf ein Neues einzuladen. Um aber auch die Annahme der Verhandlungen für die Mitglieder minder drückend zu machen, soll in Zukunft in dieselben nichts anderes aufgenommen werden, als die Rede des Hrn. Präsidenten, und das Verzeichniß der Gegenwärtigen. Das Protokoll aber und die übrigen vom Comitté dazu bestimmten

Vorlesungen sollen in gedrängtem Auszug darin erscheinen. Herr Staatsschreiber Kasthofer wurde zum zweyten Sekretär ernannt.

Am 29. theilte Herr Dekan Bridel von Montreux der Gesellschaft einen Aufsatz mit, der das Vergnügen des Wiedersehens zum Gegenstand hatte, und von der Gesellschaft mit Aufmerksamkeit und Dank angehört wurde. Herr Doktor Römer erfreute die Gesellschaft mit Vorzeigung und Erklärung einer vollständigen Sammlung zürcherischer Neujahrsgeschenke von der Wasserkirche.

Zu Mitgliedern des Comité wurden gewählt:

Herr Altpräsident May v. Schadau, von Bern.
— Pfarrer Leucht, von Dietgen.
— Erziehungsrath Feer, von Aarau.
— Schinz, Doct. Med., von Zürich.
— Stalder, Korherr, Dekan, Pfarrer zu Escholzmatt.

Zu neuen Mitgliedern wurden nach der Vorschrift der Statuten vorgeschlagen und angenommen:

Herr Regierungspräsident Morell von Frauenfeld, Kanton Thurgau.
— Appenzeller, Pfarrer zu Brütten, K. Zürich.
— Troxler, Sextar und Pfarrer zu Rychenthal, K. Luzern.
— Ruepp, Med. Doct. von Sarnensdorf, K. Argau.
— Ammann, Med. Doct., Bezirksarzt v. Büntzen, K. Argau.

Herr Altpräsident May sprach den herzlichsten Dank der ganzen Gesellschaft gegen die gastfreundliche Stadt Zofingen aus, für ihre liebevolle Aufnahme und ihr zuvorkommendes Bestreben, uns die Tage unsers Vereins zu wahren Festtagen auszuschmücken.

Der 12. Herbstmonat ward zur Ankunft, und der 13. zur ersten Sitzung der helvetischen Gesellschaft Morgens um

9 Uhr, in der Stadt Zofingen, für das Jahr 1814 bestimmt.

Dem Herrn Präsident May von Schadau ward für sein Präsidium freundeidsgenössischer Dank bezeugt, und zum Vorsteher der Gesellschaft für das Jahr 1814 erwählt

Herr Melchior Sulzberger, Antistes von Frauenfeld.

Rede

an die

helvetische Gesellschaft,

über das

Leben des Herrn Altpräsidenten

Ringier,

und über

die Gemeindewesen in der Schweiz.

Gehalten

zu Zofingen den 29. September 1813.

durch

F. May von Schadau.

Theuerste Freunde, Brüder und Eydsgenossen!

Mit Schüchternheit erscheine ich heute als Präsident dieser hochansehnlichen Gesellschaft, um die dießjährige Versammlung derselben nach alter Sitte mit einer Anrede an die anwesenden Mitglieder zu eröffnen. Sowohl die Erinnerung an die verdienten, im Vaterland und Auslande berühmten Männer, die diese Stelle in älteren Zeiten bekleideten, als der Rückblick auf die würdigen Präsidenten, welche seit dem Wiederaufleben der Gesellschaft derselben vorstunden, lassen mich tief empfinden, wie wenig ich verdiene ihnen nachzufolgen. Aber da Ihr Wohlwollen, theuerste Freun-

de, Brüder und Eidsgenossen! im verflossnen Jahre die Wahl auf mich fallen ließ, so darf ich gegenwärtig Ihre Güte in Anspruch nehmen, und hoffen, daß sie mir die Nachsicht schenken werden, um die ich Sie bitte, und der ich so sehr bedarf.

Zum ersten male hat unsre Gesellschaft die Zeit ihrer Zusammenkunft auf's Spätjahr gesetzt. Sie, die älteste unter den auf die ganze Eidgenossenschaft sich ausdehnenden Verbindungen, glaubte das Zusammentreffen mit der Versammlungszeit der übrigen Gesellschaften vermeiden zu sollen, damit diejenigen Mitglieder, die sich zu den besondern Zwecken irgend einer derselben vereinigt hätten, nicht abgehalten würden, der unsrigen beyzuwohnen, welche sich keinen so genau bestimmten Wirkungskreis oder Vereinigungspunkt vorgesetzt hat, sondern bloß im allgemeinen die Bekanntschaft der Freunde des Vaterlandes und des Nützlichen und Guten befördern

und alles was von allgemeinerm Interesse seyn kann, zur Sprache bringen will.

In den letzten Versammlungen wurde durch mehrere vortreffliche Reden der Standpunct angegeben, auf dem sich unser Vaterland gegenwärtig befindet. Es wurde gezeigt, daß ungeachtet der Veränderungen in den Verhältnissen zu benachbarten Staaten und des Stockens mancher ehemals ergiebigen Erwerbsquelle, die Schweiz sich bey jeder Vergleichuug mit dem Zustand anderer Völker, in einer beneidenswerthen Lage befinde, und daß es nur von uns abhänge, den Ruhm des schweizerischen Namens noch ferner im Ausland zu behaupten, und dem gesunkenen Wohlstand im Innern wieder aufzuhelfen. Zugleich wurden wir mit einer Uebersicht der vielen gemeinnützigen Anstalten und Unternehmungen erfreut, die noch während der neuesten Zeiten in allen Theilen der Schweiz zu Stande gekommen

sind. Einerseits liegen sie als eben so viele Beweise von Gemeinsinn, Thätigkeit und Industrie vor unsern Augen, und andrerseits zeigen sie dem Beobachter, daß der Schweizer aus innerm Antrieb und Kraft mit dem Zeitalter und dessen Forderungen fortzuschreiten weiß.

Heute denke ich Ihnen, theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! eine kurze Lebensgeschichte unsers verehrten Herrn Präsidenten Ringier zu geben, der uns im verflossenen Jahr durch den Tod entrissen worden ist; und dann eine allen unsern bürgerlichen Verhältnissen zum Grunde liegende Einrichtung näher zu beleuchten, welche meines Erachtens einen großen Einfluß auf die Dauer unsers Wohlstandes hat.

Das Leben unsers gewesenen Präsidenten, besonders in seiner letzten Periode, muß selbst für diejenigen, die ihn nicht

näher kannten, ein Interesse haben, weil er thätig in die wichtigen Ereignisse eingriff, die unsern jetzigen Zustand herbeyführten, und dennoch weniger als viele andere, durch den Strom dieser Zeiten fortgerissen wurde. Herr J. R. Ringier stammte aus einer alten Familie der Stadt Zofingen. Viele Mitglieder derselben widmeten sich von jeher dem Studium der Theologie, und mehrere zeichneten sich nicht nur als Kanzelredner, sondern auch als öffentliche Lehrer und Schriftsteller in diesem Fache aus. Auch unser verstorbene Freund ward von seinem Vater zum Theologen bestimmt, und lag in seiner Vaterstadt den Vorbereitungswissenschaften mit Eifer ob. Zur Fortsetzung seiner Studien bezog er die Akademie von Bern, auf welcher er fünf Jahre blieb.

Indessen erwachte in ihm eine Neigung für die Rechtsgelehrsamkeit, die sich immer

vergrößerte, bis er sich entschloß die Theologie zu verlassen, und sich gänzlich derselben zu wiedmen. Herr Fürsprech Müller in Bern, damals durch seine Gelehrsamkeit in diesem Fache bekannt, übernahm die Leitung der Studien des angehenden Juristen, und gab ihm nicht nur den Zutritt zu den Vorlesungen, die er mehreren Mitgliedern der Regierung hielt, sondern ertheilte ihm noch in besondern Stunden während zwey Jahren, theoretischen und praktischen Unterricht. Hierauf kam er in seine Vaterstadt zurück, setzte da seine Studien mit Anstrengung fort, und fing an sowohl hier als nachher in Wangen zu praktiziren. Später verband er das Notariat mit seinem bisherigen Fache, erhielt verschiedene bürgerliche Aemter, und ward im Jahre 1782 zum Stadtschreiber erwählt, welche Stelle er bis zum Umsturz der alten Ordnung der Dinge behielt.

Als beym Herannahen der unser gemeinsames Vaterland bedrohenden Gefahren und bey den Anstrengungen unsrer Feinde, die Kraft der Schweiz durch Zwietracht zu lähmen, die Regierung von Bern sich durch Zuziehung von Ausgeschossenen der verschiedenen Städte und Landschaften ihres Gebiets zu stärken suchte, so ward der Selige von der Stadt Zofingen zum Deputirten ernannt. Er rechtfertigte in vollem Maaße das Zutrauen seiner Mitbürger; denn bald wurden seine Einsichten, seine Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe allgemein anerkannt, und er ward in den geheimen Rath gezogen. Diese Behörde hatte damals die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten. An ihrer Spitze stand der schon bejahrte aber bis zum letzten Lebenshauche kraftvolle Schultheiß von Steiger. Sie kannte zwar die Stärke des Feindes, und sah mit Bedauern, wie geringe Mittel sie ihr entgegen zu setzen

hatte. Aber sie machte dennoch eine letzte Anstrengung, um das Vaterland zu retten oder um wenigstens mit den Waffen in der Hand zu unterliegen.

Viele Schweizer wurden vom gleichen Geiste beseelt, und eine große Anzahl starb den Tod für's Vaterland. Auch Zofingens Freycompagnie erwarb sich bleibenden Ruhm. Aber leider blieb uns nur übrig mit jenem Römer auszurufen: **Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!**

Nach diesem ungleichen aber ehrenvollen Kampfe war das Schicksal der Schweiz entschieden. Alle bestehenden Verfassungen wurden umgestürzt, und nur der Standhaftigkeit rechtschaffener Männer, die in den neuen Behörden hervortraten, und der Anarchie widerstanden, verdanken wir, daß noch manches aus dem Schiffbruch gerettet ward, und die aufgeregten Leidenschaften nicht zu so wilden Ausbrüchen kamen, wie bey anderen Staatsumwäl-

zungen jener Zeiten. Man bildete neue Kantone, und in jedem derselben wurden Versammlungen von Deputirten zusammen berufen. Der Selige wurde nach Aarau gesandt und dort zum Präsidenten dieser provisorischen neuen Kantonalregierung ernannt. Nachher ward er vom Kanton Aargau in den für die helvetische Republik errichteten obersten Gerichtshof gewählt, und erhielt bey demselben die Stelle eines Vicepräsidenten. Als solcher trug er vieles bey, diesem Tribunal den hohen Grad von Achtung zu erwerben, den es während allen politischen Stürmen ununterbrochen beybehalten hat. Ungeacht der großen Verschiedenheit von Gesetzen, die in allen Theilen der Schweiz herrschten, beobachtete diese Behörde einen gleichförmigen festen Gang; und wenn zuweilen in den untern Gerichten Leidenschaftlichkeit oder persönliche Rücksichten einigen Einfluß auf die Urtheile gewannen, so führte

sie jenes oberste Tribunal wieder in die gesetzlichen Schranken zurück. Es stand wie ein unerschütterlicher Fels im wogenden Ocean. Die Justiz erschien hier in ihrer vollen Würde. Weder der häufige Wechsel der übrigen Staatsgewalten, noch die Partheyungen derselben vermochten diese oberste richterliche Behörde zum Wanken zu bringen; sie gereichte stets dem Bedrängten zum Trost, und gebot Ehrfurcht selbst denen, die ihr zu widerstreben suchten.

Im Jahr 1802 ward aber unserm Herrn Ringier ein besonderer Wirkungskreis angewiesen. Es sollte damals wieder eine neue Constitution in der Schweiz eingeführt werden, und da entstunden große Gährungen in verschiedenen Theilen des Landes; freylich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Jede Parthey glaubte einen günstigen Zeitpunct zu sehen, um entweder verlorne Rechte wieder geltend zu machen

oder neue zu erlangen. Doch zeigten diese Unruhen einen eigenen Charakter im Canton Waadt, indem man sich dort in grossen bewaffneten Haufen zusammenrottete, nicht nur um diese oder jene Regierungsform durchzusetzen, sondern um alle Eigenthumsrechte in ihren Grundfesten zu erschüttern. Unter dem Vorwand, den Ueberresten des Feudalsystems ein Ende zu machen (wovon freylich zu jener Zeit keine Spur mehr vorhanden war), wurden die Archive sowohl der öffentlichen Behörden als der Privatpersonen gewaltsam erbrochen und ausgeplündert; die vorgefundenen Dokumente, Bücher, Grundrisse u. s. w. verbrannt, und sonst noch viele Unordnungen verübt. So wäre es denn bald jedem Landeigenthümer schwer geworden, die Rechtmäßigkeit seines Besitzes zu beweisen, und jeder Gläubiger stund in Gefahr, seine Kapitalien zu verlieren.

Wichtig war es daher in jeder Rück-

ſicht, daß dieſe Unruhen nicht nur in ihrem Entſtehen gedämpft, ſondern auch die Urheber derſelben aufgeſucht und beſtraft würden. Aber alle Ortsbehörden waren in Schrecken geſetzt, oder durch beſondere Verhältniſſe gelähmt, und verlangten die Aufſtellung eines beſondern Tribunals um die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten zu unterſuchen und zu beſtrafen. Endlich ward ein ſolches von der Regierung niedergeſetzt, und Herr Ringier wurde zum Präſidenten deſſelben ernannt. Er arbeitete mit eben ſo viel Thätigkeit als Unerſchrockenheit, und fand darin einen vortrefflichen Gehülfen in Herrn Rudolph Steck aus Bern. Dieſer ward zuerſt als Generalſekretair der helvetiſchen Regierung und nachher als Mitglied des bernerſchen Appellationsgerichtes eben ſo bekannt durch ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit, durch ſeine gründlichen und ausgedehnten Kenntniſſe, beſonders im Kriminalweſen als durch

seine außerordentliche Arbeitsamkeit. Sein allzu früher Hinscheid war ein großer Verlust fürs Gemeinwesen und besonders für seine Freunde.

Durch die Sentenzen jenes außerordentlichen Tribunals wurde die Sicherheit des Eigenthums nach und nach wieder hergestellt und befestigt. Es ward dann zurückberufen, und der gewesene Präsident desselben trat wieder in seine Stelle beym obersten Gerichtshof, wo er bis zur Einführung der neuen durch die Vermittelungsakte vorgeschriebenen Verfassung verblieb. Nun erhielt er den Vorsitz beym höchsten Gericht im Kanton Aargau, und genoß ununterbrochen die allgemeine Achtung und ein wohlverdientes Zutrauen, bis er zu Anfang dieses Jahres den Folgen eines durch Arbeiten und Krankheiten geschwächten Körpers, in einem Alter von 68 Jahren unterlag. Jeder der ihn gekannt hat bedauert seinen Verlust. — Doch lange

wird sein Andenken in mancher guten Anstalt fortleben, die er stiften oder vervollkommnen half.

Noch sollte ich Ihnen, theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! den Verstorbenen in seinen Verhältnissen als Gatten, Vater und Freund schildern. Allein es würde mich zu weit führen, wenn ich seine vortrefflichen Eigenschaften in dieser Rücksicht darstellen wollte. Es erinnert sich aber gerne jeder von uns an die Heiterkeit und den Frohsinn, die der sonst mit ernsten Geschäften beladene Greis in unsre Versammlungen brachte. Jeder von uns ward eingenommen durch seine anspruchlose Mittheilung, und die mit Würde verbundene Bescheidenheit erhöhete die Achtung gegen ihn. Als Präsident unserer Gesellschaft gab er uns noch vor zwey Jahren in ganz freyem Vortrag und mit jugendlicher Wärme eine mit trefflichen Winken verbundene Skizze un-

frer vaterländischen Geschichte. Er kann mit einem Worte sowohl fürs öffentliche als für das Privatleben zum Vorbild dienen. Ich besonders werde die Tage nie vergessen, die ich in schwierigen Zeiten mit ihm verlebte, und in denen ich seinen nähern freundschaftlichen Umgang genoß.

Diesen dem Andenken unsers seeligen Herrn Präsidenten Ringier gewiedmeten Zügen, sollte billig eine Lebensgeschichte des erst vor kurzem verstorbenen Herrn Rathsherrn Meyer von Aarau folgen. Er erwarb sich durch seine gemeinnützigen Unternehmungen die Hochachtung jedes Menschenfreundes und insonderheit jedes Schweizers. Als eines der ältesten Mitglieder unserer Gesellschaft aber und als gewesener Präsident derselben muß sein Verlust noch eine besondere Theilnahme bey uns erwecken.

Allein es wäre mir nicht wohl möglich ge-

wesen so schnell die nöthigen Notizen zur Hand zu bringen um schon heute eine Biographie dieses würdigen Mannes zu liefern, und ich hoffe übrigens, daß eine geschicktere Feder diese Aufgabe behandeln werde.

Ich gehe also theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! wenn Sie mir Ihre Aufmerksamkeit noch länger schenken wollen, von Männern, die sich durch Gemeinnützigkeit auszeichneten, zu einem Gegenstand über, der auf allgemeine Wohlfahrt vielen Einfluß hat. Ich habe mir nehmlich vorgenommen, Ihnen einige Ansichten der allen unsern Verfassungen zum Grunde liegenden, und in alle unsre bürgerlichen Verhältnisse so tief eingreifenden Gemeindewesen vorzulegen. Es scheint mir, daß sie für niemanden ganz ohne Interesse seyn können, und besonders zu denjenigen Gegenständen gehören, die in

einer Versammlung von Freunden aus allen Theilen der Schweiz zur Sprache gebracht werden sollen, wo alles berücksichtigt wird, was zum Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gereichet. Man erwarte aber eben so wenig eine diesen Gegenstand ganz erschöpfende Abhandlung als eine nach Grundsätzen der Politik angestellte Untersuchung desselben; denn die eine scheint mir eben so wenig hierher zu gehören als die andere.

Allein in unsern Zeiten, wo wir nicht nur den Umsturz so vieler alten Verfassungen, sondern auch die Auflösung einer Menge von Anstalten sehen, ehrwürdig geworden durch ihre Dauer und das von ihnen verbreitete Gute; wo wir gleichsam nur Ruinen erblicken, aus denen man neue Gebäude zusammen zu setzen versucht, da ruhet das Auge des Beobachters gerne auf den Einrichtungen, die einerseits so nahe an die Familienverbindungen gren-

zen, und andrerseits in's große Ganze einwirken. Von solcher Art sind die Gemeinheiten, die wir zwar unter den meisten kultivirten Völkern finden, aber die vielleicht nirgends weiter ausgebildet worden sind als bey uns.

Die Entstehung derselben verliert sich größtentheils in diejenigen Zeiten, wo entweder mehrere Hausväter zu gegenseitigem Schutz und schneller Hülfe zusammentraten, oder reichere und mächtigere Herren die ärmern und schwächern Landesbewohner um sich vereinigten, oder Klöster durch Anbau von Wildnissen, neue Wohnplätze für die Menschen bereiteten, und durch Belebung religiöser Gefühle die rohen Ansiedler zu gemeinsamem Gottesdienste versammelten. In der Folge erzeugten gemeinsame Bedürfnisse und Nutznießungen, drohende Gefahren und überstandene Mühseligkeiten eine nähere Verbindung unter den Theilnehmern und eine

weitere Ausbildung ihrer gegenseitigen Verhältnisse. Durch den Karakter der Individuen, durch die Einwirkungen der Nachbaren und durch dir Lokalitäten wurden diese angehenden Gemeinwesen auf mannigfaltige Weise entwickelt und bestimmt. Ueberall aber gaben sie dem Gemeinsinn sein Daseyn. Denn früher zeigte diese im Menschen schlummernde Anlage sich nur in der Sorge für die Individuen der gleichen Familie, und erhob sich wohl selten zur allgemeinen Menschenliebe.

Auf gleiche Art mögen zwar die Gemeinheiten in ältern und neuern Zeiten und in den meisten Ländern entstanden seyn. Aber in der Schweiz war dabey manches eigenthümliche. Im Gebirge wenigstens findet man keine Spur der sonst beynahe allgemein verbreiteten Leibeigenschaft, wodurch die Menschheit so tief herabgewürdigt wird. Die meisten Gemeinwesen sind durch Naturgrenzen ge-

nauer bestimmt und von einander abgeschieden. Jedes derselben erhielt durch die Lokalität und durch den eigenen Gang seines Emporstrebens einen eigenthümlichen Karakter, während anderswo in ganzen Ländern die größte Gleichförmigkeit unter den einzelnen herrscht. Zu dieser großen Verschiedenheit der ersten bürgerlichen Einrichtungen und der Sitten in unserm kleinen Lande mochten dann auch noch die große Verschiedenheit der ältesten Bewohner unsers Vaterlandes und der später eingewanderten beytragen. Nicht nur finden wir bey uns viele Dialekte der nemlichen Sprache, sondern wir werden in diesem kleinen Raum sogar auf vier Hauptsprachen zurückgeführt, die eben so vielen ganz verschiedenen Nationen angehören oder angehört haben.

Noch eine andere Eigenthümlichkeit zeigt uns unsre Geschichte bey der spätern Ausbildung der Gemeinwesen, sowohl in den Städten als auf dem Lande, nem-

lich den schon frühe aufgekommenen und fest gehaltenen Grundsatz, daß da, wo gemeinsame Einkünfte nicht hinreichen um gemeinsame Auslagen zu bestreiten, alle Individuen und alle Besitzungen in gleichem Maaße dazu beytragen sollen. So verschieden auch die Formen der Regierung seyn mochten und so sehr auch überall die hergebrachten Rechte geehrt wurden, so finden wir doch bey uns nicht wie in den meisten anderen Ländern ganze Klassen von Einwohnern, die von den Beyträgen zur Unterstützung des Gemeinwesens befreyt, oder Ländereyen, die in dieser Rücksicht privilegirt waren. Nur allein die Güter der Geistlichkeit und frommer Stiftungen machten von jeher hiervon eine Ausnahme; aber schon die Bestimmung von diesen gereichte ja bereits zu allgemeinem Nutzen.

So wie die Bevölkerung und die Bedürfnisse zunahmen und die gesellschaftli-

chen Verhältnisse sich weiter ausbildeten, mußte sich auch die Form der Gemeindverfassungen verändern, je nachdem der Wirkungskreis einer Gemeinheit einen kleinern oder größern Umfang erhielt. Hier beschränkte man sich auf Handhabung innerer Ruhe und Sicherheit, und auf zweckmäßige Verwaltung der Gemeingüter. Dort machte ein größerer Zusammenfluß von Menschen, oder das Emporkommen eines Industriezweiges vollständigere Gesetze und besondere Anstalten nothwendig. Noch an anderen Orten wurde man in Streitigkeiten mit Nachbarn verwickelt, welche bald bloße Vertheidigungsanstalten zur Folge hatten, bald den Gedanken an Ausdehnung der Macht und einen kriegerischen Sinn erweckten, der mächtig auch auf die friedfertiger Gesinnten einwirkte.

Nirgends wurden aber unter allen Umständen die Gemeindverfassungen für so wichtig gehalten und in allen Zeitumstän-

den so sehr geschont, wie in der Schweiz. Nicht nur bey freywilligen Vereinigungen mehrerer Gemeinden zu Erreichung gemeinsamer Zwecke, sondern auch selbst nach gemachten Eroberungen wurden die Rechte und Gewohnheiten der einzelnen Gemeinheiten beybehalten und bestätigt. Sogar bis auf die neuesten Zeiten übten die Regierungen vieler Kantone nur die Hoheitsrechte, oft nicht einmal die Rechtspflege aus, die Form der Verfassung mochte nun seyn, welche sie wollte. In allen schweizerischen Staaten aber überließ man einer jeden Gemeinde alles, was auf ihre besondern Angelegenheiten und auf den individuellen Zustand ihrer Angehörigen Bezug hatte; höchstens war eine immer nur wohlthätige Oberaufsicht eingeführt.

Auf diese Weise bestund von je her in der Schweiz die republikanische Form nicht nur im ganzen Staate und in den verschiedenen Kantonen, sondern auch in

allen einzelnen Theilen der letzteren. Nichts desto weniger ist durch die Folge der Zeit, und besonders durch den Geist, der alles belebte, kein unzusammenhängendes Aggregat, sondern ein wohlorganisirtes Ganzes daraus geworden, und ungeachtet der größten Individualitäten in den einzelnen Kantonen und Ortschaften erhielt doch jeder Schweizer das Gepräge eines Nationalkarakters.

Vielleicht wird man mir einwenden, diese Einrichtungen, die ich als eine Eigenheit unsers Vaterlandes darstelle, haben auch in den meisten übrigen Ländern bestanden, und seyen in den meisten derselben noch bis auf den heutigen Tag vorhanden. Ich gebe zu, daß gleiche Namen und Formen noch an vielen andern Orten außerhalb unsern Grenzen gefunden werden. Aber wenn man das Wesen derselben näher untersucht, so zeigt sich etwas ganz anderes. Hin und wieder stößt man

zwar noch auf Spuren ehemaliger Gemeindsverfassungen, die den unsrigen ähnlich waren. Aber sie wurden entweder bey herbeygeführten Anläßen durch mächtigere Hand auf einmal aufgehoben, oder systematisch untergraben und nach und nach eingestürzt, so daß gegenwärtig beynahe in jedem Lande die Gemeindverfassungen einen völlig gleichen Zuschnitt erhalten haben und Gemeinheiten nur als Unterabtheilungen des Ganzen angesehen werden, die man für nothwendig erachtet hat, um die Regierung leichter bis zum individuellen ausüben zu können, so wie ein Regiment in Compagnien u. s. w. eingetheilt wird, um es besser zu kommandiren und zu leiten. Ehemals bildete sich der Staat von unten herauf, die Vereinigung mancher einzelnen Städte und Gemeinden erwuchs zum größern Ganzen. Nun werden die Staaten von oben herab eingetheilt, und man fragt dabey nicht

mehr nach erworbenen Rechten, sondern man sieht nur auf Maas und Zahl.

Ein Geist der Vervollkommnung und des Philantropismus verbreitete sich in der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts über Europa, der sich bald öffentlich zeigte, bald hinter Mysterien und Symbole verbarg, und durch geheime Verbindungen und Gesellschaften zu wirken suchte.

Nicht nur durch sich selbst, sondern vorzüglich durch die ihm zugeschriebenen Folgen, hatte er einen mächtigen Einfluß auf alle Verhältnisse der Menschen. Während man ihm hier die Entstehung, die Erweiterung oder Vervollkommnung der Schulen, der Spithäler, der Arbeitshäuser und Armenanstalten verdankte, und dadurch Industrie und Wohlstand emporbrachte, wurden dort aus zu weit getriebenem Eifer, und öfter noch unter jenem Deckmantel, aber aus Eigennutz und Pri-

vatabsichten, die ältesten der genannten Einrichtungen eingezogen und zusammengeschmolzen, um allzuweit ausgedehnten oder bloß auf äußern Schein berechneten Anstalten ein ephemeres Daseyn zu geben. Dadurch erzeugte sich dann auf der andern Seite bey vielen ein allzu großes Mißtrauen gegen jeden Vorschlag und eine unbegränzte Abneigung gegen alles Neue, so daß manches Gute vereitelt ward, weil oft Gemeinheiten oder kleinere Staaten sich weigerten mit anderen zusammen zu treten, um gemeinsam solche Anstalten zu stiften, welche die Kräfte der einzelnen überstiegen oder ihrer Natur nach einen größeren Umfang und Wirkungskreis haben müssen.

Bey allen diesen Versuchen und allem Wechsel der Dinge blieb uns aber so viel als Resultat: „Folge dem von der Natur „selbst angewiesenen Gange, und sorge „zuerst für die Erhaltung und den Wohl-

„stand der Individuen, Familien und Ge„meinheiten, bevor du auf das Wohl „ganzer Provinzen oder Länder zweckmäßig „wirken willst: durch allgemeine und mit „Kraft ausgeführte Verordnungen wird eine „Nation oder ein Staat zwar Glanz und „Macht erreichen; der Wohlstand und das „Glück des Ganzen aber, entsteht nur aus „dem Wohlstand und Glück der einzelnen „Theile; und endlich bleibt ausgemacht, daß „die Einrichtungen, die vorzüglich dahin „führen, am besten in Gemeinheiten gedei„hen, und dort mehr gegen die Ereignisse „der Zeiten gesichert sind, als wenn sie „sich im großen Ganzen verlieren."

Die umfassendsten Armenanstalten aller Länder haben keine so wohlthätigen Wirkungen hervorgebracht, als der in unserm Vaterlande überall anerkannte und zum Gesetz erhobene Grundsatz: „daß jede Ge„meinde verpflichtet sey, ihre Armen zu „unterhalten." Der Unterricht der Jugend

ist nirgends besser begründet als bey uns, wo jede Gemeinde die Pflicht hat, eine Schule und einen Schulmeister zu halten. Und auf keine Weise ist besser für Wittwen und Waisen gesorgt, als wenn, wie bey uns, die Gemeinden für die Verhandlungen der Vormünder verantwortlich sind.

Alles dieses aber beruht auf der Voraussetzung: es haben die Gemeinden nicht bloß Pflichten zu erfüllen, sondern auch Rechte auszuüben; es sey ihnen ein eigener Wirkungskreis angewiesen, der ein gemeinsames Interesse bey ihren Genossen erwecke; und ihr Eigenthum sey für eben so heilig zu achten, als das eines jeden Individuums. Die in neueren Zeiten aufgekommene Lehre darf nicht Eingang finden, daß man Gemeinheiten wie Bienenschwärme behandeln dürfe, die man den Sommer über sammeln läßt, um ihnen im Herbst die Früchte ihres Fleißes weg

zu nehmen, nur müsse man ihnen hinlängliche Nahrung lassen, damit sie nicht ganz zu Grunde gehen.

Nicht von demjenigen, der bloß auf das nothdürftige beschränkt ist, kann man vernünftiger Weise fordern, daß er auch für andere sorge; wohl aber von dem, der durch seine Arbeit und Ersparnisse sich außerdem noch einige Lebensgenüsse verschaffen kann. In dieser Lage entwickelt sich eben sowohl bey ganzen Gemeinheiten als bey einzelnen Personen der in jedem menschlichen Herzen liegende Trieb zur Wohlthätigkeit. Er bedarf dann nur noch der Ueberzeugung, daß durch die gelieferten Beyträge die dabey gehabten wohlthätigen Absichten erreicht werden, und diese wird am leichtesten erhalten, wenn die Verwendnng der Gabe nicht außer dem Gesichtskreise des Gebers liegt, sondern von ihm übersehen werden kann.

Wie viel auf diesem Wege durch ein-

zelne Privatpersonen oder durch freywillige Vereinigung von mehreren geleistet werden kann, zeigt uns die große Anzahl von Armen- und Hülfsanstalten, welche in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, und sich ungeacht aller widerwärtigen Ereignisse erhalten haben. Um so viel mehr läßt sich von zweckmäßigen Anordnungen der Gemeinden erwarten, die durch Gesetze zu Erhaltung ihrer Armen verbunden sind. Bereits giengen viele derselben den andern voraus durch rühmliche Beyspiele. Sie lassen es sich vorzüglich angelegen seyn, die gänzliche Verarmung der Familien zu verhüten, und da, wo sie wirklich eingetreten ist, helfen sie lieber durch Verschaffung von Arbeit, Wohnung und Kleidung, als durch bloße Almosen. Würden sie sich aber so große Aufopferungen gefallen lassen, wenn nicht die Verwendung unmittelbar vor ihren Augen geschähe? nur durch gewaltthätige Mittel könnte

man sonst solche Beyträge erhalten, wie sie jetzt ohne Widerrede gegeben werden.

Bey dieser Stimmung soll es jedem von uns, theuerste Freunde, Brüder und Eidgenossen! eine angenehme Pflicht seyn, nicht nur überall, wo es geschehen kann, zur Erhaltung und Vervollkommnung solcher Anstalten mitzuwirken, sondern auch die Gemeinden aufmerksam zu machen, daß die Existenz derselben, und mit ihnen der Wohlstand unsers Vaterlands davon abhängt. Denn wie könnte jener besser begründet seyn, als durch Verbindungen zu gegenseitiger Hülfleistung, wo jeder für sich und seine Familie die Gewährleistung hat, daß er nicht ins Elend versinken und darin zu Grunde gehen kann? Von allen Assekuranz-Anstalten ist unstreitig diese die schönste und die umfassendste; sie erstreckt sich nicht nur auf einen Theil unsers Vermögens; sie sichert uns nicht bloß unsre Besitzungen gegen

die Unfälle die durch Feuer, Wasser, Gewitter oder Mißwachs entstehen können, sondern sie beruhigt über alles, was dem Menschen am liebsten ist; über jedes Schicksal, das unsre Glücksgüter, unsre Person, ja sogar unsre Familie und unsre Enkel treffen kann. Daß sie aber dennoch nicht Einseitigkeit erzeuge, und das Herz auch gegen das Unglück anderer als der Gemeindsgenossen (nicht) verschließe, das haben wir in den neuesten Zeiten an zwey unzweifelhaften Beyspielen gesehen, als der Krieg ganze Kantone in Armuth gestürzt hatte, und als der Natur entgegengearbeitet werden mußte, um eine große Gegend vor Versumpfung und tödtlichen Ausdünstungen zu retten.

Freylich wird die Besorgniß geäußert, daß die immer größere Anzahl der Armen nicht mehr hinlänglich durch die Begüterten unterstützt werden könne, und man wirft die Frage auf: wie die immer steigende Volks-

menge zuletzt Nahrung finden solle? — Daß noch vieles Land urbar zu machen sey; daß noch mancher Industriezweig eingeführt oder vervollkommnet werden könne, und daß man seine Bedürfnisse einschränken müsse, sind bekannte Antworten, die wir hier nicht wiederholen wollen. Aber es bleibt dennoch unläugbar, daß alle diese Aushülfen nicht ins unendliche ausgedehnt werden können, sondern irgendwo eine Grenze finden müssen. Und gleich richtig ist es, daß in einem Lande, wo man eben so wenig berechnet wie viel Köpfe als wie viel Geld jährlich zu den Bedürfnissen des Staates verwendet werden können, der höchst mögliche Grad der Bevölkerung nicht als ein zu erreichender Zweck vorschweben kann, sondern daß es eher darum zu thun seyn muß, den Einwohnern nicht bloß die Mittel zur Erhaltung des Lebens zu verschaffen, sondern

ihnen auch etwas zum frohen Genuß desselben zu lassen.

Deswegen haben einige in gut gemeynter Absicht den Vorschlag gethan, die Auswanderung zu begünstigen und zu ermuntern, weil die Ausgewanderten sich anderswo ohne so große Mühe ernähren könnten, und die Zurückgebliebenen dadurch erleichtert würden. Andere aber fanden darin eine unpatriotische Denkungsart, und glaubten, die Bevölkerung sey in der Schweiz noch nicht zu einem solchen Grad heran gestiegen, daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse. Unterdessen sind besonders aus den Gegenden, wo die Spinnerey und Weberey von Baumwolle und Seide ehmals einen reichlichen Unterhalt gaben und gegenwärtig so viele Einwohner brodlos lassen, tausende ausgewandert, um anderswo ihren Unterhalt zu suchen. Wenige aber fanden dabey ihr Glück, und viele gingen mit

ihren Familien gänzlich zu Grunde, weil die Leute, an die sie sich im Ausland gewendet hatten, ihnen die gemachten Versprechungen nicht erfülltrn, und die armen Ausgewanderten gegen solche Ränke weder Schutz noch Hülfe fanden.

Ich wage es daher den Gedanken zu äußern, daß, wo nicht Regierungen der Kantone, doch Gemeinden oder Gesellschaften zusammentreten möchten, um für diejenigen, welche einzeln oder mit ihren Familien lieber anderswo ein Eigenthum und Verdienst finden, als zu Hause in Armuth leben wollen, neue Wohnplätze zu suchen, wo sie Land und das nöthige zur Ansiedelung, auf billige Bedingungen erhalten würden, deren Erfüllung ihnen durch mächtigern Schutz als bisher gewährleistet wäre. Könnten sie in größerer Anzahl vereinigt bleiben und Gemeindverfassungen gleich den unsrigen erhalten, so würden mit schweizerischem Fleiß auch vaterländische

Sitten und Wohlstand dorthin verpflanzt werden, und nach Jahrhunderten würde man ihren Ursprung eben so gut wieder erkennen, als ehemals die von Griechen in andere Weltgegenden ausgesendten Kolonien noch lange das Gepräge des Mutterlandes behielten. Findet gleich die Ausführung im gegenwärtigen Moment unübersteigliche Hindernisse, so könnte sie doch vorbereitet werden auf einen günstigern Zeitpunkt.

Ich besorge nicht, theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! daß jemand aus Ihnen, diesen Ideen eine üble Auslegung geben werde, indem ich einem jeden überlasse, sie entweder ganz zu verwerfen, oder weiter auszuführen. Sie durften aber bey einer höhern Ansicht unsers Armenwesens nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Eben so wie dieses hängt auch das Erziehungswesen vorzüglich von den Gemein-

den ab. Nur für höhere Lehranstalten und für die Bildung tüchtiger Schullehrer können die Regierungen auf angemessene Weise sorgen; der einem jeden Menschen nothwendige Unterricht aber, liegt jedem Gemeindsvorgesetzten nahe genug. Wenn daher nur allgemeine Anordnungen, und Oberaufsicht vorhanden sind, so gedeiht er besser durch die besondere Fürsorge einer jeden Gemeinde als durch unmittelbare Sorge des Staates. Und was für ein größeres Gesammtinteresse könnten wohl die einsichtsvollern Männer haben, als die Erziehung ihrer Kinder? Nicht nur die Moralität hängt von derselben ab, sondern auch das künftige Fortkommen. Auch hat sich hierin die Vortrefflichkeit unsrer Gemeindwesen bewährt. Nur selten sind die in andern Ländern so häufigen Beyspiele, daß Menschen durch gänzliche Vernachlässigung ihrer Erziehung in Roheit versanken. Aber hingegen ist es auch sicht-

bar, wo früher oder später größere Sorgfalt auf die Erziehung der Jugend verwendet ward. An einigen Orten hat man schon lange die Kinder zum Unterricht angehalten, und diese Gemeinden zeichnen sich aus, nicht nur durch bessere Sitten, sondern auch durch größern Wohlstand. An vielen anderen Orten ist erst in neueren Zeiten ein edler Eifer in diesem Fache entstanden, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Wie viel von den Gemeinden hierin geleistet werden könnte, zeigt die seit wenigen Jahren zu Hofwyl bestehende Armenschule. Moralische Bildung, Erwerbung von Kenntnissen und Angewöhnung des Fleißes und der Arbeitsamkeit halten dort gleichen Schritt. Sie kann einer jeden Gemeinde zum Vorbild ähnlicher Einrichtungen dienen. Vielleicht wäre sogar eine Schule dieser Art an manchem Ort das einzige Mittel, um der körperlichen Erschwachung

und der geistigen Afterkultur der unvermöglichen Klasse Schranken zu setzen. Nur durch frühe Abhärtung und systematische Einfachheit der Erziehung kann diesem Uebel geholfen werden. Doch ist nicht zu läugnen, daß jene Anstalt immer als Ideal erscheinen wird, weil man selten für die Leitung die Eigenschaften eines Fellenberg, und für die Ausführung die eines Wehrli vereinigt findet, und wenige Lokalitäten so viele Vortheile verbinden wie Hofwyl.

Bisher hat diese Schule mehr die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes, als des Erziehers auf sich gezogen; aber sie verdient besonders auch von allen denjenigen beherzigt und näher gekannt zu werden, die Gelegenheit und Willen haben, auf das Erziehungswesen der untern Klassen zu wirken, weil sowohl die Gegenstände des Unterrichts als die Art desselben gerade für diese ganze große Klasse von Menschen

geeignet sind, und das Ganze in der Sphäre einer jeden Gemeinde liegt. Nun scheint mir aber ausgemacht, daß jede von diesen zwar durch die bereits bestehenden Einrichtungen vor gänzlicher Verarmung gesichert ist; daß sie aber nur durch größere Aufmerksamkeit auf Erziehung entweder Wohlstand erlangt, oder den bereits erworbenen bey steter Vermehrung der Bevölkerung zu erhalten im Stande ist. Nur auf solche Weise wird auf Körper und Geist zugleich wohlthätig gewirkt, und doch vergessen nur zu viele Pädagogen, daß diese beyde, nicht einzeln, sondern erst vereint, zusammen den Menschen ausmachen.

Eben so unverkennbar als auf den Wohlstand und die Bildung unsrer Nation hat aber auch der Zustand der Gemeinwesen in unserm Vaterland auf die Denkungsart der Einwohner gewirkt. Noch ist, ungeacht aller Sittenverderbniß und

einzelner Ausnahmen, Treue und Ehrlichkeit ein anerkannter Karakterzug der Schweizer geblieben. Sollten aber diese Tugenden nur zufällig bey uns einheimisch seyn? Oder warum hätten sie sich ungeacht des häufigen Verkehrs mit dem Auslande erhalten? Ich glaube bestimmt behaupten zu können, der Grund davon liege in unsern Gemeindverfassungen. Nach ihrer Einrichtung tritt jeder Schweizer schon frühe in eine Gemeinschaft von Rechten und Pflichten und die getreue Erfüllung oder die Hintansetzung der letztern erwirbt ihm die Achtung oder die Verachtung seiner Mitgenossen; weil er den Menschen, die ihn umgeben nicht fremde ist, und sie je nach seiner Handelsweise eine künftige Stütze oder eine Beschwerde für ihre Gemeinde in ihm erkennen, so nehmen sie ein größeres Interesse an allem was ihn betrifft; und er auf seiner Seite hat bey größerm oder geringerm Vermögen und

bey jedem Grad der Bildung eine Aussicht auf Thätigkeit und Wirksamkeit, wenn er auch nicht aus dem Kreise heraustreten will, in dem er geboren ist.

Daraus entsteht dann auch die Anhänglichkeit des Schweizers an sein Vaterland. Oder hat die große Vorliebe desselben für seine Heimath nur in der physischen Beschaffenheit seines Landes und in der Gewohnheit an eine gewisse Lebensart ihren Grund? Wie wäre alsdann zu erklären, daß sie bey dem Bewohner der Ebene sowohl, wie bey dem der Berge gefunden wird; daß der Anwohner des Sees oder Flusses sich eben so sehr nach ihren Gestaden zurücksehnt, als der Aelpler nach der grünen Weide oder nach dem dunkeln Thalgrund; daß selbst der Städter in der Fremde oft eben so sehr vom Heimweh geplagt wird, als der in einsamer Hütte aufgewachsene Sohn der Natur?

Die, zwar auch zuweilen unter andern

Völkern, ja selbst im rohesten Zustande aus oben gedachten Ursachen gefundene aber bey keiner kultivirten Nation so allgemein und durch alle Klassen verbreitete Liebe zur Heimath bey so verschiedenen Lokalitäten muß daher nothwendig einen moralischen Grund haben, und dieser ist nicht schwer zu finden; er liegt in den Verhältnissen des Schweizers als Genosse einer Gemeinde. Als solcher hat er nicht bloß wie anderswo eine gleiche Regierung oder gleiche Sprache mit seinen Landsleuten gemein, und hat auch nicht bloß Familienverbindungen in seinem Vaterlande zurückgelassen, sondern er bleibt selbst in seiner Abwesenheit durch ein weit engeres Band an seine Heymath geknüpft. Er hat nicht nur die Hoffnung, sondern die zuverlässige Gewißheit, daß seine Gemeinde ihn selbst, oder, wenn er sterben sollte, seine Familie zu jeder Zeit wieder aufnimmt; daß er und die Seinigen im

Fall der Noth unterstützt werden; daß nicht nur ein Vormund, sondern die ganze Gemeinde vermöge gegenseitiger Verpflichtungen für die Wittwe sorgen und die Kinder erziehen wird.

Dieses auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Alter, zu allen Zeiten und in jeder Weltgegend beruhigende und wohlthätige Gefühl muß nothwendig beym Schweizer die Liebe zum Vaterlande erhalten, und jeder Blick, den er um sich wirft, jede Vergleichung, die er anstellt, muß sie erhöhen.

Und sollten unsre Gemeindverfassungen nicht auch den Gemeingeist erzeugen und ernähren? Nirgends ist dieser von jeher größer gewesen, und nirgends hat er schönere Thaten hervorgebracht, als in kleinen Staaten. Der Spartaner, der Athenienser, der Thebaner dachte im Augenblick der Gefahr zuerst an sein Gemeinwesen und erst nachher an Griechen-

land; die schönsten Thaten der Römer geschahen in den ersten Zeiten ihrer Republick; später finden wir in Italien die meisten Züge des Patriotismus in den lombardischen Freystaaten; in Deutschland haben sich die Hanseestädte durch Gemeinsinn ausgezeichnet, und in den Niederlanden thaten sich einzelne Städte durch Muth und Anstrengungen für die Erhaltung ihrer Freyheit hervor. In der ganzen Geschichte unsers Vaterlandes endlich sehen wir unsere Helden nicht bloß von der Liebe des gemeinsamen Vaterlandes belebt, sondern ihr Herz schlug immer noch höher für ihre Vaterstadt oder für ihren Kanton. In ältern Zeiten trugen bey uns nicht nur einzelne Städte und Länder, sondern sogar Zünfte, Landschaften und Gemeinden ihre besondern Panner; bis zu unserer Staatsumwälzung wurden die Regimenter und Compagnien nach ihren Stammquartieren benannt; und noch gegenwärtig hat

man es für zweckmäßiger befunden, jedem Kanton eigene Uniform und Fahnen zu lassen, als gemeineidgenössische Feldzeichen einzuführen.

Alles dieses beurkundet die Wahrheit, daß es dem Menschen zuträglich ist, eine Stufe zu finden, die er betreten könne, um sich vom individuellen zum Gefühl höherer Pflichten zu erheben; daß nur wenige sich zu einem ganze tausende oder gar Millionen von Menschen umfassenden Gemeinsinn emporzuschwingen vermögen, und die große Menge auf einem niedrigen Standpunkt verbleibt, wenn sie nicht durch eine angemessene Verkettung des kleinern mit dem größern zu diesen emporgehoben wird. Hätten wir nicht unsre Gemeindverfassungen, so würde eben so wenig das Interesse am gemeinen Wesen, als die Liebe zum Geburtsort so allgemein bey uns zu finden seyn. Es wäre für denjenigen, der nicht zur Leitung der öffentlichen

Geschäfte berufen oder von Regierungsbehörden angestellt ist, oder der sich nicht durch Kenntnisse und Thätigkeit seinen Wirkungskreis erweitert hat, nur selten Veranlassung oder Aufforderung vorhanden, an den Angelegenheiten seiner Mitbürger Antheil zu nehmen. Dann würde er außer seinen nächsten Umgebungen überall die gleichen Verhältnisse finden, die er in seiner Heimath um sich her sieht, und es würde weder Gemeinsinn noch Anhänglichkeit an den Ort und das Land, das er bewohnt, hervorgebracht.

Indessen ist unläugbar, daß eben die Gemeindverfassungen, die uns so manchen ausgezeichneten Vortheil gewähren, zuweilen einen Localitätsgeist erzeugen, der zu weit getrieben wird, und nachtheilige Folgen fürs Ganze haben kann. Aber diejenigen, die in diesen Fehler verfallen, würden gewiß sonst in einen noch größern gerathen, und nur der Selbstsucht und

dem Eigennutz huldigen. Selbst der gemeine Mensch, wenn ihn nicht Leidenschaft verblendet, muß einsehen, daß keine Gemeinde und kein Kanton für sich bestehen kann, daß eine nicht bloß dem Namen nach, sondern zu gemeinsamer That vorhandene Vereinigung durch Beschränkung und Aufopferung der Privatrücksichten bedingt, und daß ohne eine solche die Erhaltung des gemeinsamen Wohls nicht denkbar ist. Um wie viel mehr sind wir aber berechtigt, solche Gesinnungen bey jedem Mann zu finden, der auf Bildung Anspruch macht, und sie von jedem zu fordern, dem mehr oder weniger die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten anvertraut ist.

Nirgends wäre es aber unnöthiger zum Gemeinsinn aufzufordern, als in unserer Mitte, Theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! da Vaterlandsliebe uns vereint, und Freundschaft noch engere

Bande unter uns knüpft. Jeder von uns ist überzeugt, daß Glück und Wohlstand durch die Erhaltung und Vervollkommnung unsrer Gemeindsverfassungen begründet sind und vermehrt werden können. Jeder wird gerne nach seinen Verhältnissen diesen für niemand verschlossenen Wirkungskreis betreten, um andern nützlich zu seyn. Aber alle werden wir immer das gemeinsame Vaterland im Auge haben, Eintracht wird uns Kraft verleihen, und gegenseitige Treue und Liebe wird nächst Gott dasselbe noch ferner in diesen Zeiten der Gefahr und des über ganze Welttheile verbreiteten Elendes retten!

Namen
der anwesenden Mitglieder.

Herr Bridel, Dekan und Pfarrer zu Montreux.
— Brügger, Pfarrer zu Reiden.
— Farschon, Pfarrer zu Brittnau.
— Frey, Stadtammann zu Arau.
— Gränicher, Oberst von Zofingen.
— Häffliger, Dekan und Pfarrer zu Hochdorf.
— Imhof, Oberst von Zofingen.
— Kasthofer, Staatsschreiber in Arau.
— Leucht, Pfarrer zu Dietgen.
— Lutz, Pfarrer zu Läufelfingen.
— Lüthert, Med. Doct. zu Reiden.
— May von Schadau, Friedrich, von Bern.
— Otth, Karl, Seckelschreiber von Bern.
— Otth, Ludwig Alb., von Bern.
— Römer, Med. Doct. von Zürich.
— Rohr, Kantonsrath von Lenzburg.
— Rohr, Med. Doct. von Lenzburg.
— Rudolph, Pfarrer zu Kappel, Kant. Solothurn.

Herr Rychner, Stadtrath von Arau.
— Schinz, Med. Doct. von Zürich.
— Schmutziger, Med. Doct. v. Arau.
— Siegfried, Amtsschreiber von Zofingen.
— Sulzberger, Antistes von Frauenfeld.
— Suter, J. J., Kantonsrath von Zofingen.
— Suter, Med. Doct. von Zofingen.
— Vögtlin, gewes. Provisor von Bern.

Anwesende Gäste.

Herr Ammann, Med. Doct. Bezirksarzt in Bünzen.
— Appenzeller, Pfarrer in Brütten.
— Bodmer, v. Zürich, Arzt in Zofingen.
— Dürrfeldt, Karl, Cand. Th. von Sachsen-Gotha.
— Engel, von, F. H. Karl, von Bern.
— Grimm, J. Rud., Med. Doct. von Burgdorf.
— Hermann, Bernh., Alt-Stadthalter von Bern.

Herr Hottinger, Lehrer an der Kunstsch. in Zürich.
— Morel, Regierungsrath v. Frauenfeld.
— Nägeli, v. Zürich, Arzt in Schöftland.
— Pleger, Fried., Pfarrer in Entfelden.
— Rikli, Karl, Studios. von Wangen.
— Ruepp, Aloys, Med. Doct. von Sarnenstorf.
— Rychner, Gottlieb, V. D. M. von Arau.
— Schmidter, Med. Doct. v. Aarburg.
— Senn-Heß, von Zofingen.
— Schneider, M. Bezirksschreiber von Wallenburg.
— Troxler, Heinr., Pfarrer von Rychenthal.
— Wanger, Lehrer in Arau.
— Wyß, Joh. Rud., Professor in Bern.
— Wyß, Gottlieb, Artill. Hauptmann in Bern.
— Ziegler, Leonz., Professor in Solothurn.

J. d. Jahren
1814-1818
fanden keine
Verhandlungen statt

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

in

Schinznach

im Jahr 1819.

Zürich,

gedruckt bey Orell, Füßli und Compagnie.

1821.

EIDG. DEP. D. INNERN
STATISTISCHES BÜREAU

807.
1/20

Der Wunsch, daß die Helvetische Gesellschaft, diese schöne Stiftung der edelsten und vortrefflichsten Schweizer, welche durch die letzten über unser liebes Vaterland ergangenen Stürme, abermals fünf Jahre unterbrochen werden mußte, nicht zu Grunde gehen möge, war schon einige Jahre in freundschaftlichen Kreisen geäußert worden. Der im Jahr 1813, als der letzten Versammlung in Zofingen, erwählte Herr Präsident Herr Antistes Sulzberger von Frauenfeld, setzte sich daher mit den Comitirten in Correspondenz, wodurch der all-

gemeine Wunsch sich zeigte, daß eine Versammlung nach Schinznach, als der Wiege der Gesellschaft, ausgeschrieben werde, um wenigstens den Versuch zu machen, ob die Gesellschaft neu belebt werden könne, oder sich als aufgelöst ansehen müsse?

Es fanden sich nur wenige ältere Mitglieder und Gäste ein, nämlich:

Herr Amsler, Med. Dr. von Schinznach.
= Bertschinger, D. Juris von Lenzburg.
= Fischer, Pfarrer von Birr.
= Fisch, Helfer von Brugg.
= Fröhlich, Vater, von Brugg.
= Fröhlich, Pfarrer von Brugg.
= Hottinger, Professor von Zürich.
= Herrose, Negotiant von Arau.
= Kastenhofer, Staatsschreiber v. Arau.
= Meis, Friedrich, von Brugg.

Herr Rhan, Pfarrer von Windisch.

= Rohr, Med. Dr. von Lenzburg.

= Stalder, Dekan von Escholdsmatt.

= Schallbretter, Dek. v. Großdietweil.

= Steiner, Rathsherr von Winterthur.

= Schmutziger, Med. Dr. von Arau.

= Schinz, Med. Dr. von Zürich.

= Stäbli, Med. Dr. von Brugg.

= Sulzberger, Antistes von Frauenfeld.

= Zschokke, Forstrath von Arau.

= Ziegler, Buchhändler von Zürich.

Herr Antistes Sulzberger, als Präsident, eröffnete nun die Gesellschaft mit einer trefflichen und gehaltvollen Rede, deren vaterländischen Sinn die ganze Gesellschaft belebte.

Nach derselben wurde die Frage aufgeworfen: ob die gegenwärtigen Mitglieder

wünschen, daß die Helvetische Gesellschaft ferner bestehen solle. Diese Frage wurde einmüthig und mit Enthusiasmus bejahend beantwortet, da man es für Pflicht hielt, ein so nützliches Institut, welches auf unser Vaterland seit seiner Entstehung so grossen Einfluß hatte, als ein heiliges Vermächtniß der edelsten Männer unserer Nation, nicht untergehen zu lassen. Man fand zwar allerdings, daß es kaum möglich seyn werde, die ältern Mitglieder wieder dahin zu vermögen, die Gesellschaft zu besuchen; daß aber es nun an den jüngern Männern stehe, im Geist der ehemaligen Gesellschaft, welche man beynahe als aufgelöst ansehen könne, einen neuen, festen Verein zu bilden, der vielleicht eben so segenreich für unser theures Vaterland werden könne, als der ehemalige.

Es wurde nun ein Comité von neun ältern Mitgliedern ernannt, welche beauftragt wurden, die Mittel näher zu berathen, durch welche der ursprüngliche Geist der Gesellschaft zurückgeführt werden könne. In diese Commission wurden gewählt:

Herr Antistes Sulzberger, für Thurgau.
= Dekan Stalder, für Luzern.
= Pfarrer Bridel, für Waat.
= Oberamtmann Friedrich May von Courtelary, für Bern.
= Apotheker Pfluger, für Solothurn.
= Professor Müller, für Schaffhausen.
= Elsener, Med. Dr., f. Zug u. d. kl. Cant.
= Haas, für Basel.
= Staatsrath Dr. Usteri, für Zürich.

In Abwesenheit Herrn Dekan Häfligers von Hochdorf, eigentlichem Secretair der

Gesellschaft, führte das Protokoll Herr Staatsschreiber Kastenhofer von Arau.

In Erinnerung an die in der Stadt Zofingen so viele Jahre genossene Eidsgenössisch-freundschaftliche Aufnahme und Gastfreundschaft, wurde beschlossen, dieser Stadt durch ein Schreiben, welches Herr Decan Stalder abzufassen übernahm, derselben den verbindlichsten freund-eidsgenössischen Dank abzustatten, und die Gründe anzugeben, warum Schinznach wieder zum Versammlungsorte gewählt worden sey.

Die anwesenden Herren Gäste wurden, da die Gesellschaft gleichsam als neu constituirt angesehen werden kann, zu wirklichen Mitgliedern angenommen.

Zum Präsidenten für das folgende Jahr wurde erwählt: Herr Heinrich Rudolf

Schinz, Med. Dr. von Zürich. Dem Herrn Antistes Sulzberger wurde seine geschickte Amtsführung geziemend verdankt, und derselbe ersucht, seine Rede dem Druck zu übergeben.

Alle Anwesenden freuten sich nachher beym traulichen Male, und beym Kreisen des schönen Gesellschaftsbechers, welcher von Zofingen aus übersendet worden war, des Wiederauflebens der Gesellschaft, und schlossen enger den Bund eidgenössischer Freundschaft, mit dem Wunsche, daß dieser Tag als ein neuer Stiftungstag der Gesellschaft angesehen werden könne, und daß im folgenden Jahr ein neuer zahlreicher Kreis von Mitgliedern und Freunden, von nahe und fern, sich zusammenfinden mögen.

Die Zeit des Wiedervereins wurde dem

neuen Präsidenten und der Commission zur Bestimmung überlassen, für den Versammlungsort aber wieder Schinznach bestimmt.

Schinznach, den 25. May 1819.

Rede

an der Versammlung

der

Helvetischen Gesellschaft

zu Schinznach.

Gehalten

den 25. May 1819

von dem damaligen Präsidenten

M. Sulzberger,

Antistes im Canton Thurgau.

Uebte jeder die Kräfte, durch die er nützlich seyn könnte und trüge das Seine zum allgemeinen Beßten bey: freye Staaten würden weniger Unglück erfahren, und wenigstens in Zukunft glücklicher seyn.

Euripides.

Keine Herren, noch Gewalt möge die Eidsgenossenschaft, als der Eigennutz.

Niklaus von der Flüe.

Theuerste Freunde,

Brüder und Eidsgenossen!

Hätte ich heute nur zu denjenigen Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft zu sprechen, welche mich, trotz meinen ernstlichen Vorstellungen und Bitten, zum Präsidenten gewählt haben, so würde ich auf diesem Rednerstuhle ruhiger sitzen; ich könnte ihnen mit Grund sagen: Freunde, habet ihr mir nicht geglaubt, als ich euch versicherte, mein Herz sey zwar von Liebe zum Vaterlande durchdrungen, und es sey mir auch darum diese Gesellschaft, welche sich die Anregung vaterländischen Sinnes zum Hauptzweck gewählt habe, immer ehrwürdig gewesen, aber mein Kopf, meine Kenntnisse

und noch so manches an mir, eigne sich keineswegs für die Geschäfte, zu denen ihr mich bestimmen wollet — habet ihr diese Aeußerungen damals für leere Ausflüchte gehalten, so werdet ihr jetzt erfahren, daß ihr geirret habet; traget nun die Folgen eures Irrthums. — Aber die meisten von diesen sehe ich nicht hier; und ach! einen von ihnen werden wir auf Erde gar nie wiedersehen; Römern, den kenntnißreichen Mann, den biederherzigen Schweizer, den warmen Freund dieser Gesellschaft, welcher von Begierde brannte, sie wiederherzustellen und neu zu beleben. Zu der heutigen Versammlung haben sich mehrere eingefunden, die an meiner Erwählung keinen Theil hatten und sie müssen leider mitbüßen, was sie nicht verschuldet haben. Doch meine Rede wird ja hier nicht die Hauptsache seyn; denn ich sehe geistvolle Männer vor mir, die im Stande sind, aus dem reichen Schatze ihrer Kenntnisse und Erfahrungen beyzutragen, was die Stunden unsers Bey-

samenseyns angenehm und lehrreich machen wird.

Vorerst muß ich ein Wort von den Ursachen sprechen, weßwegen unsere Gesellschaft seit 1813 nicht zusammengekommen ist. Es sind ihrer mehrere und von ungleicher Art. Anfangs lagen sie in den Zeitumständen, an die ich ungern erinnere: an die fatale Zeit, in welcher unser Schweizervolk an dem eingebüßt hat, was ihm hätte köstlicher seyn sollen, als Gold und Perlen; an der Ehre; an dem Glauben, daß wir auch standhaft ausführen, was wir männlich beschließen; daß wir an unser gegebenes Wort allemal Gut und Blut setzen; daß Freyheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Eintracht uns zu Bestützung unsrer Grenzen eine Kraft gebe, welche niemand verachten dürfe. Diese ehrenvolle Meinung, welche das Ausland von uns hatte, und die, in Verbindung mit unserer geographischen Lage, seit Jahrhunderten sicherern Schutz gewährt hat, als ohne sie ein zahlreiches, kostbares Heer nicht

vermögen würde — wie stark ist sie in jenen Tagen gesunken! In jenen Zeiten, wo von fremden Kriegsheeren, die sich rings um uns her schlugen, das eine einen gebahnten Weg durch unser von seinen Grenzvertheidigern verlassenes Land fand — in den Zeiten innerer Spannung, wo die einen den Sturz der Mediations-Acte als einen schweren Verlust fürs Vaterland fürchteten, die andern ihn sehnlich wünschten und mit Eifer einleiteten; bey der leidenschaftlichen Stimmung der Gemüther, durch welche fremde Einmischung, die, komme sie von Süd oder Nord, einem freyen Volk von Herzen zuwider seyn sollte, abermals nothwendig geworden war, wenn nicht entweder die Trümmer des Alten, doch wohl zu enge gewordenen und von dem Zahne der Zeit angegriffenen Staatsgebäudes eilfertig wieder aufgerichtet oder aus leichtem Geflechte eine neue Hütte in der Geschwindigkeit zusammengestoppelt, oder wohl gar durch Bürgerkrieg entschieden werden sollte, von

wem und wie freye Bürger regiert seyn wollen; in Zeiten solch babylonischer Verwirrung der Sprachen und der Gedanken konnte man die Helvetische Gesellschaft nicht füglich versammeln. Im Herbste des Jahres 1816 schien mir die Zeit günstiger, und ich schrieb eine Versammlung nach Zofingen aus; aber die an den seligen Römer übersendeten Ankündigungen für mehrere Cantone, kamen mir mit der Bemerkung zurück, es gefalle weder Zeit noch Ort. Zu spät empfing ich das, als daß ich etwas andres hätte thun können, als eilends abstellen. Ich that es ungern; aber unter den Berathungen, was ich nun ferner thun wolle, regte sich in mir etwas, das mich vorher schon oft beunruhigt hatte, neu und lebhaft, der Zweifel nämlich: ob unsere Gesellschaft auch noch zeitgemäß sey und man gegründete Hoffnung habe, diesen Körper, der unter allen Central-Gesellschaften der Schweiz meines Wissens der älteste ist, ungeachtet er durch den politischen Witte-

rungswechsel nun schon zweymal an den Rand des Grabes gebracht worden, noch einmal wieder zu beleben, und zwar so, daß er nicht etwa bloß organisch vegetire, sondern wieder ein taugliches Organ für seinen Geist werde? Je mehr ich darüber nachsann, desto schwächer ward mein Glaube. Die Gesellschaft selbst, dachte ich, soll mir diese Zweifel lösen, und das bestimmte mich zu jenen amtlichen Anfragen an alle Mitglieder im August 1817. Aber die Zweifel lösten sich nicht befriedigend; denn von der Menge damals noch lebender Mitglieder antworteten nur 32, sieben davon äußerten ihr Bedauern, daß Alter oder Amtsgeschäfte ihnen den Besuch der Gesellschaft nicht mehr erlauben; mehrere, deren Liebe zu der Gesellschaft, deren Wärme für Alles Vaterländische erprobt ist, meinten, man sollte es nicht einmal mehr versuchen, den lieben Kranken durch künstliche Mittel aus seiner Ohnmacht zu wecken, was doch nur für kurze Zeit seyn würde; lieber soll man

ihn ruhig einschlummern lassen, gläubig hoffend, er sterbe nicht für immer und verwese nicht ganz, sondern es werde einst, sey's etwas später oder früher, ein guter Geist über seinen Staub stehen, und die edlern Theile zu einem jugendlich kräftigen Körper verbinden. Da nun aber andere, ebenfalls sehr verständige und wackere Männer, bessere Hoffnungen aussprachen und eine Zusammenkunft wünschten, so hielt ich mich verpflichtet, diesem Verlangen zu entsprechen, und es wäre früher geschehen, wenn nicht vor zwey Jahren die klägliche Noth des Landes und im letztern Jahr der von der Mehrheit der Commission geäußerte Wunsch es gehindert hätte. Ueber Zeit und Ort der Versammlung konnte ich nicht unschlüssig seyn; denn eine überwiegende Mehrheit hatte schon früher für die letzte Woche des May und für Schinznach entschieden. Finden Sie nun, theure Freunde, Brüder und Eidsgenossen, Ihren Präsidenten über den Aufschub der Zusammenkunft gerecht-

fertigt? Bin ichs nicht völlig, nun so appellire ich an Ihre Liebe; ganz gewiß, Sie werden dem irrenden Bruder verzeihen.

Möge nur jetzt die Gesellschaft, zurückgebracht an ihren Geburtsort, hier ihre glückliche Wiedergeburt finden.

Am liebsten möchte ich nun gerade diese Frage, ob und wie unsre Gesellschaft wieder neu belebt werden könne, sogleich zur Berathung vorlegen; weil uns das mehr als irgend etwas anderes interessiren muß, und, die Wahrheit zu gestehen, weil ich dabey noch einen Gewinn für mich fände, schweigen und weisern zuhören zu dürfen. Aber das ist mir nicht vergönnt; denn die Statuten fordern, daß der Präsident doch auch etwas, das einer Rede gleicht, halte, und diesem Gesetze muß ich mich fügen. Vergessen Sie, theure Freunde, Brüder und Eidgenossen, wie vortrefflich sonst auf diesem Rednerstuhle, wie lieblich und unter-

richtend von meinem nächsten Vorfahren im Präsidenten-Amte gesprochen worden. Seyen Sie geduldig beym Hören und nachsichtig im Urtheil als Brüder.

Und worüber soll ich in dieser Versammlung sprechen, von welcher ich noch nicht sicher weiß, ob sie das Ende der Geschichte oder der Anfang einer neuen Periode seyn wird? Sey das erstere oder das letztere, so möchten

Einige Rückerinnerungen aus dem verdienstvollen Leben der Helvetischen Gesellschaft, besonders aus ihrer frühern Zeit,

nicht unzweckmäßig seyn; aber nur einige Rückerinnerungen gebe ich: denn eine das Ganze umfassende Geschichte würde nicht bloß die Schranken der meinen Vortrag anberaumten Zeit, sondern auch die meiner Kräfte übersteigen.

Wie die Kunst manche Erfindung, und die Naturwissenschaften manche Entdeckung dem Zufall verdanken; wie schon oft das

Gefundene anfangs von geringer Bedeutung schien, aber bald zu hoher Wichtigkeit stieg, so ist es auch mit unserer Gesellschaft. Drey Freunde, Salomon Hirzel (welchen der Tod erst voriges Jahr im höchsten Greisenalter vom schriftstellerischen Arbeitstisch abgerufen hat), Salomon Geßner und Obmann Schinz, die sich vor bald sechzig Jahren bey Iselin in Basel getroffen hatten, empfanden beym Abschied ein dringendes Bedürfniß, alle Jahre einmal zusammen zu kommen und, in Verbindung mit einigen andern Freunden, frey von Geschäften sich ganz dem Freundschaftgenuß in vertraulichen Gesprächen zu überlassen. Nicht lange, so schloßen sich sechs andere und bald abermals sechse an sie an, und das schöne und bequem gelegene Schinznach wurde zum Ort der Zusammenkunft gewählt. Man nahm sie anfangs für eine gelehrte Gesellschaft; aber das wollten sie keineswegs seyn und darum lehnten sie auch die Aufforderung zur Theilnahme an einer damals projectir-

ten gazette littéraire, mit der Erklärung, ab: „Es sey ihnen mehr um Vertraulichkeit, Vaterlandsliebe und wahre Gesinnungen, als um Gelahrtheit zu thun.“ Indessen wird sich gleichwohl ein jeder ihre Unterhaltungen sehr gehaltreich denken, sobald er weiß, aus was für Männern dieser Verein gebildet gewesen sey. — Bodmer, welcher zur Vervollkommnung unserer Sprache die Bahn gebrochen hat; Geßner, der unsterbliche Sänger der Unschuldswelt; Tschiffeli, der Vater der Bernerschen Landwirthschaft; Bernoulli, Mitglied der berühmtesten Akademien; Zimmermann, der philosophische Arzt; die Schinzen, die Hirzel, Keller, Tscharner, Maier von Luzern — Männer, von denen die meisten Verdienste um die Wissenschaften und auch als Schriftsteller einen Namen hatten. In ihrem Kreise mußte Gründlichkeit mit Geschmack, Scharfsinn mit feinem Witz, Ernst mit munterer Laune vereint wohnen, und die Vaterlandsliebe, von wel-

cher sie durchglühet waren, ihre Gedanken und ihre Worte, ihren Ernst und ihre Fröhlichkeit heiligen.

Je kleiner die Gesellschaft, desto vertraulicher war die Mittheilung, desto offner die Ergießung der Herzen, und das hatte bey einigen aus ihnen, und ganz besonders bey Salomon Hirzel, einen so hohen Werth, daß er sich der Annahme vieler Mitglieder mit dem größten Eifer widersetzte; Iselin hingegen begünstigte dieselbe und legte es im Stillen darauf an, die Gesellschaft nach und nach zu einer arbeitenden und wenigstens zum Theil gelehrten zu bilden, und durch sie den Grund zu Verhältnissen zu legen, welche nach seiner Meinung dem Vaterlande große, sittliche und politische Vortheile gewähren sollten.

Der Wunsch, nach Ausdehnung, siegte; schon im fünften Jahre hatte die Gesellschaft bereits ihre vierzig anwesenden Mitglieder, und obgleich Iselin durch sehr lebhafte und Mißstimmung erzeugende Debatten über ei-

nen wichtigen Berathungsgegenstand zur Ueberzeugung, man könne zu schnell und zu viel nützen wollen, gekommen, und von seiner Eitelkeit (wie er den Wunsch nach Ausdehnung der Gesellschaft zu einer zahlreichen und ins Große arbeitenden selbst nannte) zurückgebracht worden war, so hatte dennoch die Vermehrung der Volkszahl ihren Fortgang, so daß Lavater bald nachher die Freyheitsstätte Schinznachs, ohne poetische Hyperbel, im Namen von hundert Schweizern begrüßen konnte. Man war in der Auswahl immer weniger genau; im Jahr 1787 zählte die Gesellschaft 206 Mitglieder und ist noch höher gestiegen. Man öffnete die Schranken; man schloß oder verengte sie wenigstens, je nachdem die jedesmalige Mehrheit der anwesenden Mitglieder diesem Wachsthum günstig oder abhold war.

Schon frühe hatte sich der Ruhm unserer Gesellschaft auch ins Ausland verbreitet und angesehene Fremde angelockt, sich mit Eifer um die Aufnahme in dieselbe zu bewer-

ben. Der erste, dem man sie gestattet hat, war Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg, dem Hirzel das schöne Lob ertheilt: Er verberge den Glanz seiner hohen Abkunft unter den edlen Eigenschaften seines Geistes und Herzens und wisse unter Freunden ein Freund zu seyn. Auf ihn folgten ein Erbprinz von Hessendarmstadt, einige von dänischem und deutschem Adel, unter ihnen ausgezeichnet Berolbingen. Schlosser, der gelehrte Staatsmann, und Pfeffel, der anmuthige Fabeldichter, sind Zierden der Gesellschaft geworden, und, so viel ich weiß, auch sie, schon ehe sie dem Vaterlande als Bürger angehörten.

Daß Schweizer aus allen Cantonen und von beyden Glaubensgenossenschaften es sich zur Ehre rechnen mußten, Mitglieder dieses Vereines zu seyn, begreift sich von selbst; aber weniger, daß, die allererstен Jahre abgerechnet, sich immer nur die kleinere Zahl eingefunden hat, meist nur der vierte, auch sogar nur der siebente Theil von allen.

Hingegen war dann die Zahl der Gäste meist unverhältnißmäßig groß, ungeachtet man es mehr als einmal versucht hat, dieselbe zu beschränken. Auch Frauenzimmer (die ungalante Geschichte hat ihre Namen nicht aufbewahrt) haben die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart geschmückt, aber höchstens zwey, ich glaube gar nur einmal, im Jahr 1794; — und wenn wir lesen, mit welcher Artigkeit sie von dem damaligen Präsidenten bewillkommt, von Stalder mit einer Beschreibung der festlichen Spiele im Entlibuch, von Bridel mit einer Ermunterung zum Genusse des schönen Landlebens, von Schultheß mit witzigen Schweizer-Epigrammen gewiß sehr angenehm unterhalten worden sind, so wundert man sich, warum sie nie wieder gekommen sind. Wohl ihnen, daß sie früher Guggern nicht hörten, als er mit scharfem Pinsel den Unterschied zwischen den alten Schweizerinnen und den entarteten seiner Zeit gezeichnet hat. Wie hätten sie sich entrüstet! Oder wäre

ihr Besuch aufs Jahr 1789 gefallen, in welchem der greise Maier als Panegyrist des schönen Geschlechts auftrat und mit jugendlicher Stärke bewies: „Dasselbe sey des Mannes Herzenslust, die Säule seiner Ruhe, die Zierde seines Ruhmes, die Krone seines Hauses, das niedlichste Geschenk der huldreichen Vorsicht", so könnte man glauben, sie seyen über dieß Lob — aus Bescheidenheit — schamroth geworden, und darum nachher weggeblieben.

Aber ich habe mich da arg vergessen; ich wollte eigentlich nur ein kurzes Wort von der Ausdehnung unsers Vereines sprechen, zum Beweis, daß die Frage, was in dieser Hinsicht fürs Wiederaufleben und Fortblühen der Gesellschaft, wenn man das hoffen darf, am besten seyn möchte, erst noch zu berathen wäre, und sich weder aus den Grundsätzen der Stifter, noch aus den beynahe mit jedem Jahrzehend sich ändernden Statuten entscheiden lasse.

Warum unsere Gesellschaft immerfort so

viele Schweizer und Fremde angezogen und ihr Interesse so lange behalten habe, wird niemand fragen, dem es bekannt ist, daß sich sehr bald die geistreichsten Männer der Schweiz an jene ältesten Mitglieder angeschlossen und von Zeit zu Zeit andre, ihnen ähnliche, nachgezogen haben. Zählte sie doch unter ihren Mitgliedern gewöhnlich die ersten Staatsbeamten der alten Schweiz, Ott, Graffenried, Wyß, Müllenen, Hottinger, Zellweger, Zollikofer, Hirzel, Zurlauben, Escher, Steiger, Kilchsperger, Glutz, Tschudi, Bonstetten, Sarasin, Stockar und andere. Gehörten ihr doch die meisten von den Männern an, die sich, wenn auch nicht alle gerade als Schriftsteller, doch durch Geist und Kenntnisse unter uns ausgezeichnet haben. Die allerältesten sind schon genannt, und ihnen ist an Alter der Nächste, Balthasar, der mit so richtigem Blick das wahre Verhältniß zwischen Staat und Kirche ersehen und mit eben so

viel Frömmigkeit als Staatsklugheit zu schützen gesucht hat; dann Lavater, der Vielgeliebte; Schinz, der über die Schweiz Gemeinnütziges geschrieben und uns an seinem Sohne, dem Zoologen, ein treffliches Mitglied gegeben hat; Johannes Müller, der tiefe, gediegene, warm patriotische Geschichtschreiber; Füßli, sein Freund und Geistesverwandter; Ulrich, dessen Andenken die Zürchersche Kirche hoch verehrt; Thaddäus Müller, der seiner Kirche eben so achtungswerth seyn muß, und vom wohldenkenden Reformirten nicht minder als vom aufgeklärten Katholiken geschätzt wird; Pestalozzi, der nur an Verdienst um die Kleinen groß und reich seyn will; Usteri der ältere, der Mann von hoher Bildung und wohlwollender Liebe, dessen Thätigkeit das Gymnasium Zürichs zu frühe verloren hat; sein Sohn, der, bewandert im Reiche der Geister und im Reiche der Natur, überall das Wahre und Nützliche auffindet und es mit eben so viel Einsicht als Muth geltend

zu machen weiß; Fellenberg, dessen landwirthschaftliches Institut so berühmt, als wohlthätig seine Armen-Anstalt ist; Stalder, der in einigen Vorlesungen Kenntnisse und Grundsätze entwickelt hat, die ihm zur Ehre gereichen; Escher, dessen Beyname schöner klingt, als Koriolan oder Scipio der Afrikaner: denn er hat nicht Länder verheert und Städte verwüstet, sondern den Verwüstungen der Linth gesteuert und damit Tausenden das Leben gerettet, Tausenden gesunde und friedliche Wohnsitze bereitet; Müller, der jüngere, dessen Verdienst und Gelehrsamkeit eine deutsche Universität unlängst mit der Doktorwürde bekrönt hat; Steiner, der als Arzt so wohlthätig, als Beamter so unermüdet Gutes wirkt; Zschokke, der, schreibe er für Gelehrte über Staatsmaximen und die Schicksale der Völker oder für das Volk über sein Leben und Wirken, allemal gefällt und nützt; Mai, der uns bey der letzten Zusammenkunft so angenehm geführt,

so gründlich belehrt hat, wie ich es nicht vermag. — Bald hätte ich zwey achtungswürdige Männer vergessen, Renggern, der über Politik und gegen politische Unduldsamkeit so gründlich geschrieben hat; und Stapfern, dessen heller Kopf und biederes Herz für Wissenschaft und Erziehung Großes unter uns gethan haben würde, wenn er unter günstigern Umständen aufgetreten wäre. Doch, wie manchen mag ich noch vergessen haben! Mein alterndes Gedächtniß ist mir eben nicht immer treu; man verzeihe!

Diese Männer nun waren die Sonnen, in deren Kreisen sich schweizerische Jünglinge beleuchtet, erheitert und zur Liebe des Vaterlandes erwärmt fühlten; ihr milder Glanz lockte die Fremden aus den Hochgebirgen, wo sie die Majestät der leblosen Schweizernatur bewunderten, aus den Thälern, wo sie sich an den einfachen Sitten und dem Freyheitssinne der Bewohner ergötzten, zu den Versammlungsorten unserer

Gesellschaft, um auch, was die Schweiz an Geistesgröße gepaart mit anspruchsloser Naivität und freymüthigem Wahrheitssinn aufzuweisen hatte, zwar nicht im Ganzen, doch einem wichtigen Theile nach kennen zu lernen; und der ungezwungene Umgang mit solchen Männern bot Nahrung für Geist und Gemüth einem jeden dar, welcher einen für solche Genüsse empfänglichen Sinn mit sich brachte.

Wollen wir unsere Rückerinnerung nun auch noch auf die Gegenstände der Unterhaltungen und Berathungen, mit denen sich unsre Gesellschaft beschäftigt hat, richten, so werden wir darin neue Gründe ihrer Celebrität finden.

Sie hieß die Helvetische, die allgemein schweizerische, und das nicht erst in späterer Zeit, sondern schon Baltasar, ihr erster Präsident, 1765, hat ihr diesen Namen gegeben, und sie verdiente denselben; denn

nicht nur machte sie bey der Aufnahme zu Mitgliedern keinen Unterschied zwischen dem Schweizer, der, weil er aus einer großen Stadt oder aus einem demokratischen Canton gebürtig war, auch Regierungsfähigkeit hatte, und dem, der sich vom Lande oder aus einer sogenannt gemeinen Herrschaft herschrieb: sondern der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung war, und blieb stets das gemeinsame Vaterland, seine Ehre, seine Freyheit, seine Sicherheit, sein Wohlstand und das Glück aller, die, sey es als herrschende oder unterthänige Söhne, ihm angehörten. War es vielleicht dieser Name, „Helvetische Gesellschaft", was ihr mehrmals und wirklich sehr frühe, schweren Verdacht zugezogen hat, so daß schon Glutz in seiner Präsidentenrede 1767 klagen mußte: daß einige Eidsgenossen Arges von ihr denken und glauben und sprechen? Ahndete vielleicht eine Klasse von Menschen schon damals, dieser Name könnte einmal, aufs politische System übergetragen, Veränderungen bringen,

die sich gar zu stark gegen ihre Begriffe und Interessen verstossen würden? Vom Gedanken an gewaltsame, revolutionaire, oder wohl gar von Fremden aufgedrungene Veränderungen waren ganz zuverläßig die Stifter und in allen Zeitpunkten die würdigen Mitglieder unserer Gesellschaft, ich möchte sagen alle ohne Ausnahme, himmelweit entfernt; aber ob jene freysinnigen, hochherzigen Männer daran nie gedacht haben, es könnte und sollte wohl noch einmal dahin kommen, daß die freye Schweiz es einsehe, es sey nicht bloß recht, sondern dem Vaterlande nützlich, wenn nicht allein aller Unterschied zwischen Cantonen und zugewandten Orten wegfalle, sondern auch von dem großen Gute der Freyheit allen Einwohnern der Cantone, möchte ihr Geburtsort nun größer oder kleiner, Stadt oder Dorf seyn, nach einem vernünftigen und billigen Maßstabe gleichere Theile zugemessen werden; es sey rathsam und für eine verständige Nachahmung der Staats-

klugheit des alten Roms zu achten, daß selbst die Landvogteyen in den Bund aufgenommen und aus Unterworfenen freye Schweizer gebildet werden; ob sie, sage ich, ein solch engeres, alle Theile fester umschlingendes Band, wie wir es jetzt geknüpft sehen, sich nie als sehr wünschbar uud gar wohl möglich gedacht haben, mag mancher bezweifeln; mir scheint viel mehr Grund vorhanden, es zu bejahen, als zu verneinen. Sagte doch schon Iselin in seiner Präsidentenrede 1764 vom ächten Schweizerpatrioten: „er verehrt in einem jeden Sterblichen die unauslöschlichen Rechte der Menschheit und in jedem Bürger den erhabenen Charakter eines freyen Mannes, da er für sich keine andere Größe, keine andere Glückseligkeit kennt, so ist ihm Andrer Freyheit ein unverletzliches Heiligthum. Er brennt von der reinsten Liebe gegen jedes Talent, jede Tugend. Es ist zu groß, eines andern Sclave, aber auch zu gerecht, eines andern Herr zu seyn." — Und Stockar,

der 1777 das Präsidium führte, zählt es unter die Wünsche des redlichen Patrioten, daß alle Theile der Schweiz ganz in einen Staat zusammengeschmolzen seyn möchten, dessen Bürger alle gleiche Rechte und Verbindungen hätten. Sey dem übrigens wie ihm wolle; ich wenigstens bin gewiß, daß sie die Umbildung des in ungleichartige Theile zerstückelten Vaterlandes zu einem besser zusammenhängenden Ganzen, wenn dieselbe (was seiner Zeit nur vom guten Willen im Innern abgehangen und nach Müllers und andrer Sachkundigen Meinung einen Ableiter gegen das von Außen heranziehende Ungewitter gebildet hätte) auf ruhigem vom Gesetz gebahnten Wege, gefahrloser und freudiger gekommen wäre, recht gerne würde gesehen haben. Hätten sie auch manches, was in der stürmischen Zeit geschehen ist, mit Grund mißbilligen müssen die Väter unserer Gesellschaft, jetzt würden sie sich gewiß freuen, es mit Augen zu sehen, daß das corpus helveticum

durch die neugebildeten Cantone weder an Schönheit noch an Stärke verloren, sondern an beyden gewonnen hat.

Einmal helvetisch dachten sie, die würdigen Mitglieder dieser Gesellschaft; der engherzige Cantonsgeist und die Herrschsucht waren fern von ihnen; mit Liebe umfaßten sie das ganze Vaterland und mit Wehmuth nahmen schon die Urväter unsers Vereins in den Staatsmaximen, in den Sitten und in andern aufs Gemeinwohl einwirkenden Dingen eine gefahrdrohende Verkehrtheit wahr. Eben so wohlmeinend als freymüthig sprachen sie ihre schweren Besorgnisse aus, welche, Gott sey Dank! doch nicht gar allen Theilen nach in Erfüllung gegangen sind. „Man kann" — so äußerten sich Bodmer und Baltasar in einer der ersten Versammlungen zu Schinznach, „man kann es fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freyheit nahe sind. Die Ehre der Nation ist verflogen, die Armuth eingedrungen, Pracht, Uebermuth, Verschwen-

dung haben sich emporgeschwungen. Das gute Einverständniß auf den Tagleistungen verkehrt sich in Zurückhaltung und Zerrüttung; so viel Köpfe, so viel verschiedene Meinungen von keinem Zusammenhang; nur die Gesinnung Weniger thut dem Geiste des Eigennutzes noch Einhalt; die Gerechtigkeit muß sich geschändet sehen, und zwar öfters von solchen, die als Väter des Vaterlandes ihr die starke Hand bieten sollten. Diese Irrsterne am politischen Himmel der Schweiz leiten auf den richtigen Schluß, es sey ein heftiger Sturm obhanden, welcher uns in Noth, Schrecken und äußerste Gefahr versenken werde." — Er ist sieben Lustren später ausgebrochen dieser Sturm, und hat uns Noth und Schrecken und äußerste Gefahren gebracht; aber was sonst ein kräftiger Sturm in der Natur thut, das ist hier nicht erfolgt; die unheilschwangern Dünste sind nicht alle verschwunden; vielleicht gerade diejenigen nicht, vor denen man sich am meisten fürchten sollte.

Doch, ich vergesse, daß jene Männer selbst ihre Wünsche einen patriotischen Traum nannten und vielleicht ist seine Verwirklichung in einem Föderativstaate überhaupt nur während den Jahren seines jugendlichen Enthusiasmus möglich. Man möchte Griechenlands Republiken als einen Beweis dafür nehmen, wo die zwischen dem humanen Athen und dem stolzen, gebietrischen Sparta herrschende Eifersucht Reibungen erzeugt hat, aus denen endlich ein allverzehrendes Feuer entbrannte! So viel ist leider nur allzuwahr, wer in unserer Schweiz sich den Zweck vorsetzt, überall auf eine durch keine Eifersucht, keinen Eigennutz, keinen Cantonsgeist, keine Herrschsucht geschwächte Liebe zum gemeinsamen Vaterland und auf ein herzlich einträchtiges Wirken für das Wohl des Ganzen und seiner Theile hin zu arbeiten, der findet noch jetzt alle Hände voll zu thun.

Dieses Ziel hatten sich die Stifter unserer Gesellschaft und von Zeit zu Zeit die

würdigsten Mitglieder derselben wirklich vorgesetzt. Wir müssen doch noch sehen, auf welchem Wege sie sich demselben nähern zu können geglaubt haben.

Auf bessere Erziehung der schweizerischen Jugend richteten sie schon bey den ersten Zusammenkünften, und nachher öfters, ihr Augenmerk ganz vorzüglich; und zwar galt es zuerst den Knaben und Jünglingen, von denen zu erwarten stand, sie könnten einst zu wichtigen Aemtern und Geschäften berufen werden, bey denen es auf die Gesinnung, mit der sie behandelt werden, viel mehr ankomme, als auf die Verfassung selbst. Diese Jünglinge, mit dem hohen Geist der klassischen Welt, mit dem edlen Sinne der Väter unserer Freyheit bekannter zu machen und mit den Kenntnissen auszurüsten, welche der Beamte des Freystaats bedarf, darauf nahmen sie ernsten Bedacht, und in feurigem Enthusiasmus stellten es

sich Einzelne als möglich vor, die schweizerischen Regierungen für ein National-Institut und eine, der aus der Cyropädie bekannten ähnliche, Tischgesellschaft auf gemeine Kosten zu stimmen. Von einer solchen Anstalt, in Verbindung mit dem Besuch unserer Gesellschaft, welche auf die jugendlichen Gemüther zum gleichen Zweck einwirken sollte, versprachen sie sich für Eintracht unter den Ständen viel; wohl wissend, daß das in der Jugend und bey gemeinsamer Erziehung geknüpfte Band der Freundschaft stärker binde, als alle diplomatische Verhältnisse. Das Project fand aber zu große Schwierigkeiten, und da richteten sie dann ihre Hoffnung auf ein Privat-Institut in Haldenstein, welches damals schon über fünfzig Zöglinge hatte. Die Unternehmer desselben fanden Rath und Ermunterung in unserer Gesellschaft, und diese ursprünglich edle Pflanze blühete wirklich schön und brachte nutzbare Frucht, so lange sie von Planta und seinem Freunde gepflegt wurde; aber

gewaltsam aus ihrem Boden gerissen, in den Kunstgarten eines Reichen verpflanzt und in Söldnerhände gegeben, welkte sie bald und erstarb.

Als Republikaner und Menschenfreunde durften und wollten sie nicht bloß für die höhern Klassen des Volkes sorgen; es mußte ihnen auch die, damals noch sehr vernachläßigte, Bildung des gemeinen Mannes am Herzen liegen. Wie hätte diese unbeachtet bleiben können, wo auch nur ein Pestalozzi war, welcher schon damals in der Volkserziehung, als seinem Elemente, lebte, und der das Volk so gründlich kennt und so innig liebt, daß man sagen darf, es thut es ihm darin kaum einer vor. Mit würdigem Ernste ward dieser Gegenstand hier vielfältig besprochen, mit Einsicht berathen; man setzte auch einen Preis von 32 Louisd'or auf die gründlichste Nachricht von dem ganzen Erziehungswesen in unserm schweizerischen Freystaate und die brauchbarsten Vorschläge zu Verbesserung desselben. Einen

allgemeinen Verbesserungsplan für unser Erziehungswesen hat nun freylich die Gesellschaft nicht ausgefühet, nicht einmal entworfen; aber in allen Zeitpunkten hat sie in dieser Hinsicht durch Anregung, Rath, Empfehlung, wesentlich genützt, durch ihre Mitglieder an vielen Orten wohlthätig eingewirkt; und es gereicht ihr zur Ehre, daß noch jetzt viele derselben von ihrem Geiste belebt, sich, die einen für höhere Bildung, die andern für Volkserziehung, so thätig erweisen, bey Privat-Instituten, welche sie leiten, bey Gymnasien, an welchen sie arbeiten, oder als Mitglieder der Collegien, denen das Schulwesen ganzer Cantone anvertraut ist.

Ein anderes Mittel, durch welches sie für ihre patriotischen Absichten bey Männern und Jünglingen zu wirken hofften, war die Bearbeitung der vaterländischen Geschichte. Schon in der ersten Sitzung ward das als dringendes Bedürfniß anerkannt, und es wurden die Mitglieder zu

solchen Arbeiten ermuntert. Wie unübertrefflich hat Müller diesem Bedürfnisse abgeholfen durch seine Schweizergeschichte, von welcher er hier mehrmals Bruchstücke vorlas! Wie bündig und lehrreich hat Füßli einzelne Theile ausführlicher behandelt und häufig damit die Gesellschaft erbaut! Auch Biographien verdienstvoller Schweizer neuerer Zeit, dergleichen Schinz, Schlosser, Bridel, Fischer, Häfliger und andre brachten, hielt man für schickliche Mittel, zum Verdienst ums Vaterland auch in engern Wirkungskreisen aufzumuntern. Nie hat es diesem Verein an Männern gefehlt, deren gelungene Arbeiten den Beweis leisteten, was sie in diesem Fache vermögen, und es hat sich die Muse der Geschichte unter den jetzigen Kandidaten unserer Gesellschaft einen talentvollen Zögling erkohren, welcher mit Muth in die schwierige Laufbahn eintritt, die der vielversprechende Glutz zu frühe verlassen mußte.

Die vaterländische Geschichte also schien

ihnen ein kräftiges Mittel, vaterländische Grundsätze in die Herzen zu pflanzen. Und wie erhebend für Schweizerherzen mußte es seyn, wenn z. B. einmal Dr. Hirzel (den sich die Gesellschaft häufiger, als keinen andern, zum Präsidenten erbeten hat) in seiner ungekünstelten Kraftsprache auf eine Verzweigung des mit Grund hochgepriesenen eidsgenössischen Rechtes aufmerksam machte, auf das in der Geschichte anderer Völker seltenere, in der unsrigen öfters vorkommende Beyspiel, daß fremde Staaten, Fürsten, Städte und Stände aus freyem Antrieb und vertrauensvoll ihre Streitigkeiten dem Ausspruch einer schweizerischen Tagsatzuug unterworfen haben. Von welchem Vertrauen in die Einsichten, von welchem Glauben an die unbestechliche Gerechtigkeit unserer Väter zeugte das! Ein erhebendes Exempel für ihre Söhne! — Und ach! wenn das Ausland jetzt etwa noch von Schweizertreue spricht, so gilt dieser Ruhm fast einzig nur der Tapferkeit der

Miethtruppen, die sich für den fremden Fürsten schlagen.

Unsre Geschichte sollte warnend belehren, wie pestartig für Republiken der Luxus sey, der, indem er die Körper verweichliche, auch den Muth schwächen, indem er den Wohlstand zertrümmere, auch nach ergiebigen und leichten Erwerbsmitteln lüstern, und alles, was dem Menschen, was dem Republikaner besonders etwas Unveräußerliches seyn sollte, feil machen müsse, Wahrheit und Recht, des Vaterlandes Ruhm und Freyheit, selbst eignen Leib und Seele feil mache für jeden, der es zu kaufen Lust und Vermögen habe. Sie meinten, dieß Land und Leute ruinirende Uebel habe auch die Interessen der Cantone getrennt und die Uebereinstimmung zu vaterländischen Maßregeln gestört. Die Gesellschaft glaubte, aus sich diesem Uebel wenigstens auch einigen Abbruch thun zu können, hauptsächlich durch ein gutes Exempel. Freylich etwas eigen klingt ein Mittel, welches Schim-

zu diesem Zwecke vorschlug: es sollten näm=lich die Mitglieder (wohlverstanden erst nach=dem es ihnen gelungen sey, in ihren eignen Familien den Luxus in der Kleidung, dem Tisch, der Bedienung und in andern Zwei=gen des Haushaltes gehörig zu beschränken) alle Jahre einmal Zusammenkünfte ihrer Frauen und Töchter unter sich und mit andern schweizerischen Frauenzimmern in gastfreundlichen Häusern bald dieses bald jenes Cantons veranstalten, „statt daß sie jetzt einander nur etwa in Bädern sehen, und dann von Eitelkeit aufgeblasen, von Neid beseelt und von Cantons=Antipathie angesteckt nach Hause kommen; Sie, durch die sonst am besten auf die Jugend gewirkt werden könnte, könnten am besten zu schwei=zerischer Frugalität und allgemeiner Liebe einander selbst antreiben."

Von der Geschichte erwarteten sie die eindringendste Empfehlung des alten Mot=tos: bene qui latuit, bene vixit, und eine nachdrückliche Warnung vor der Herrsch=

sucht. Damit meinten sie die Sucht, den großen Herrn spielen und sich, als wäre man ein mächtiger Staat, in fremde Händel mischen zu wollen. „Nichts sey für die Schweizer gefährlicher, als das; es müsse sie in den Augen großer Herren und mächtiger Staaten klein und verächtlich machen; unsre Macht sey viel zu gering, als daß sie die Welt verblenden sollte, und wir seyen zu arm, große Schmeichler zu besolden, die unsre Laster in Heldenthaten verwandelten; hingegen, wenn wir zeigen, daß wir nur darin unsre Größe suchen, unser Land mit vereinigten Kräften gegen die Anfälle von Außen zu beschirmen und die Einwohner glücklich zu machen, so werden wir der Welt ehrwürdig erscheinen und die mächtigsten Fürsten sich unsrer Freundschaft rühmen; nur müsse als Hauptgrundsatz festgesetzt seyn, nie kein Angriffs- oder Trutzbündniß einzugehen; es sey, meinten einsichtige Männer in den achtziger Jahren, es sey überall sehr bedenklich, neue

auswärtige Verhältnisse zu knüpfen oder die wirklich bestehenden über ihren eigentlichen Zweck auszudehnen." Ich, in die Geheimnisse der Diplomatik nicht eingeweihet, beurtheile diese Maximen nicht; aber ein damals gesprochenes Wort scheint mir noch immer sehr beherzigenswerth; es lautete: Hüten wir uns doch, in der Welt Aufsehen zu machen!

Das sehen wir jedoch schon, ein kleinmüthiges Mißtrauen in Schweizermuth und Schweizerkraft war es nicht, was unter dem Titel der Staatsklugheit von unserer Gesellschaft ausgehen sollte. Weit, sehr weit, war man davon entfernt. Sie würden sich ihrer Söhne gewiß nicht geschämt haben, die tapfern Eltern unsrer Vorwelt, die sich vom fremden Joch losgeschlagen haben, wenn ihre Geister diese Gesellschaft hätte besuchen und hören können, wie da über Vaterlandsvertheidigung gesprochen worden, früher von Hirzel, später von Füßli und Pfeffel. Es ist mir, ich sehe

Pfeffeln vor mir, mit welch ausdrucksvoller Gebehrde er 1785 die Worte begleitet haben mag: „Wollt ihr euch lieber auf fremde Hülfe als auf eigene Kräfte verlassen? Brüder, mein Arm ist schwach und dunkel mein Auge; aber wenn ich einen Ahitoppel euch diesen Rath geben hörte, gierig würde ich um mich her tappen, um den ersten Stein auf den Majestätslästerer zu werfen." — Es ist mir, ich höre Füßli, wie er drey Jahre vorher in dieser Gesellschaft ausrief: „Ob wir unsre Grenzen, wenn sie bedroht würden, vertheidigen können und wollen? Spott und Schande, Verwünschung aller Rechtschaffnen, Fluch treffe den Bastard von Eidsgenossen, der hieran nur zweifeln kann." Diese Ausdrücke glühen von patriotischem Eifer und möchten jetzt manchem zu stark scheinen; aber zu keinen Zeiten haben unter den Schweizern Männer von Muth und reiner Vaterlandsliebe anders gedacht.

Freylich diese Behauptungen waren dop-

pelt bedingt: auf eine bessere Einrichtung des Defensivsystems, als es früher gewesen ist, und auf Eintracht der Schweizer. Für den ersten Zweck wünschten sie eine Central-Kriegskasse, ein ærarium publicum, wie wie sie es nannten, „damit nicht die Armuth vieler löblichen Stände Ursache werde, warum man in wichtigen Angelegenheiten zu niederträchtigen Gedanken und Mitteln schreiten müsse," obgleich sie anerkannten, Amerika habe sich auch ohne das zu helfen gewußt. Sie wollten dann auch den Militairgeist mehr angeregt wissen, und auch darin ist ihr Wunsch, und das über alle Maßen, erfüllt; so daß Leute, die nicht vom Metier sind und manche Einsichtige, die zu demselben gehören, die einen es still bedauern, die andern es laut sagen, daß man darin wirklich zu weit gehe, und daß bey manchen Theilen dieser an sich nothwendigen Einrichtungen, die Armuth des Landes und die Moralität des Volkes viel stärker berücksichtigt seyn dürfte, so wie auch die

Besorgniß, daß gerade das Uebergroße und durch seinen Glanz in die Augen stechende — die Meinung von uns herabsetzen, vielleicht uns gar desto eher in fremde Händel hineinziehen könute. Ob die in fremdem Dienste stehenden Schweizertruppen bey der Vaterlandsvertheidigung mitzurechnen und aus diesem Grunde die Kapitulationen für diesen Dienst zu begünstigen seyen, darüber war man sehr zweifelhaft; die Geschichte schien dagegen. Daß dieser Miethdienst ökonomisches Bedürfniß für viele Familien sey, ward eben nicht geläugnet; aber daß er der Ehre und der Freyheit eines freyen Volkes zusage, bestritt man hier oft mit Lebhaftigkeit, und glaubte aus Erfahrung auch noch das zu wissen, wie sehr bedenklich es sey, so viele Personen aus einflußreichen Familien von fremdem Geld und fremder Gunst abhängig zu machen. Uffleggers Meinung hätte, nur noch weiter ausgedehnt, schon an unsern Stiftern sehr eifrige Vertheidiger gefunden.

Sprachen sie dann zweytens von der Eintracht, als dem wichtigsten von allem, was der Schweiz Ansehen bey andern Völkern und Kraft zur Vertheidigung des eignen Landes zu geben vermöge, so verstanden sie darunter nicht bloß das gute Einverständniß der Stände unter einander, sondern auch und ganz vorzüglich die Eintracht zwischen Regenten und Volk; die aber sey offenbar nur da zu erwarten, wo keine Willkühr herrsche, sondern einzig das Gesetz; wo die Rechte keines Menschen enger beschränkt seyen und keiner Klasse größere Lasten aufgelegt werden, als das Wohl des Ganzen es erheische; wo das Volk Ursache habe mit der Staatsverwaltung zufrieden zu seyn; wo man es auch dem gemeinen Manne durch humane Behandlung fühlbar mache, er sey ein freyer Schweizer. Da sey es dann freudig zu regieren, und freudig werde das Volk, Mann für Mann, der Einladung seiner Väter folgen, wohin sie rufen, zu den Werken des Friedens, oder

zu den Arbeiten des Krieges in Vertheidigung des Vaterlandes. Wo aber diese Eintracht mangle, da werde sie am Tage der Gefahr unerhört verhallen, die gebietende oder die flehende Stimme: Ad arma cives, ad arma! das Volk glaube nicht sich, sondern nur seine Herrscher bedroht und zeige weder Lust noch Muth, sich für sie zu schlagen.

Um in der Brust von Männern und Jünglingen Heldenmuth anzufachen und das Gefühl, es sey Ehre und Glück ein Sohn des Vaterlandes zu seyn, glaubte man auch die Dichtkunst benutzen zu müssen. Planta drückte diesen Wunsch 1767 das erste Mal aus, und schon im folgenden Jahre brachte Lavater einige seiner Schweizerlieder, bald nachher alle; und die Gesellschaft erklärte: er habe sich damit nicht bloß um sie, sondern ums Vaterland verdient gemacht. Daß diese Lieder halb vergessen sind, ist wohl kein gutes Zeichen der Zeit. Wer uns, aber wohlfeil fürs Volk, sie wieder

gäbe, vermehrt mit einigen neuen, auch die stillen Tugenden des Friedens besingenden, der würde sich auch jetzt ums Vaterland verdient machen, und durch die Neuheit zum Genuß reizen. Solche Gesänge könnten tyrtäische Kraft üben, oder doch eine gesundere Unterhaltung für Schweizerherzen abgeben, als die meist so faden, oft so schlüpfrigen Gassenlieder, deren sich etwa der Soldat in Kasernen und Uebungslagern bedient. Unsere Pfyffer und Nägeli würden gewiß einem solchen Werklein gerne ihr Kunsttalent widmen.

Auch für populäre Belehrung der untern Volksklassen, über ihre bürgerlichen Verhältnisse, über die Wohlthätigkeit einzelner Gesetze, über gemeinnützige Entdeckungen, über andre Dinge des gemeinen Lebens, wünschte die Gesellschaft schon frühe etwas zu thun und blieb auch dafür nicht unthätig. Aber ein Nationalkalender, den man in Vorschlag gebracht hatte, kam, so viel ich weiß, nicht zu Stande und hätte

auch vermuthlich nie ganz das leisten können, was etwas später eines unsrer Mitglieder geleistet hat durch den wohlerfahrnen und darum auch wohl unterrichtenden Schweizerboten, welchem, wo er hinkam, manches gemeinschädliche Vorurtheil beschämt aus dem Wege ging.

Häufig kam in unsrer Gesellschaft die Verbesserung der Landeskultur in Berathung, und es ist dafür in allen Zeitpunkten durch unsre Mitglieder in den physikalischen Gesellschaften, zu denen sie gehörten, viel Treffliches, neulich durch unsern Fellenberg, Großes geleistet worden. Welcher Patriot muß nicht von Herzen wünschen, daß sie fortschreiten und allgemein werden die Verbesserungen in diesem Punkte? Dieselben könnten wichtig beytragen, unser Volk in seinen ersten Bedürfnissen weniger abhängig vom Auslande, solider in seinem Wohlstande, anhänglicher an den heimischen Boden zu machen und vor Auswanderungen zu bewahren, deren

Begünstigung zwar durch die Ungunst der Umstände gerechtfertigt werden kann, die aber wenigstens dann ein Verlust sind, wenn sie uns meist nur das kräftigere Volk wegnehmen und das Schattengeschlecht von Spinnern, Zauslern n. dgl. zurücklassen, welches eine Last des Landes, heute praßt, morgen bettelt und allzufruchtbar ein Mückenheer von Schwächlingen zeugt, aus denen nie kein Schweizer wird; fruges consumere solum et procreare sui similes natos.

Besser wäre es und in unserm gar nicht überall hinlänglich bebauten Lande wohl auch möglich, neue Wohn- und Arbeitsplätze zu gewinnen, wo bis dahin der Waldstrom überfloß oder der Frosch quackte, oder das, Thier des Feldes eine dürftige Nahrung suchte; besser ist ein Linthunternehmen. Ich nenne es wiederholt und freue mich, sagen zu dürfen, daß an der Ehre desselben unsrer Gesellschaft auch einiger Antheil gebührt; denn der Gedanke an dies schöne Werk ist

von Vater Maier in dieser Gesellschaft gefunden, hier zweymal berathen, von unserm Escher ins wohlwollende Herz aufgenommen, von ihm mit Kunst planirt und mit der uneigennützigsten Beharrlichkeit ausgeführt worden. Solche Unternehmungen, von den Regierungen, auch der Cantone die ihnen entfernt liegen, wie das obige, großmüthig unterstützt, würden nicht blos Gewinn an Land und Leuten und Nahrung für sie geben, sondern Gewinn auch an allgemeiner Liebe des Schweizers zum Schweizer.

Und, o! warum nenne ich dich zuletzt, heilige Religion! dich, die mir und jedem Redlichen das erste ist, die den Vätern unsrer Gesellschaft und ihren würdigen Söhnen stets das erste war! Sie bildeten zwar keinen religiösen Verein; aber die Gesellschaft bestand aus religiösen Männern beyder Confessionen, darum ward in diesem Kreise oft und mit Herzensangelegenheit von der Religion gesprochen; nicht welche Glau-

bensartikel die richtigern seyn möchten, welche Kirchengebräuche die zweckmäßigern; das überließen sie der Kirche und eines jeden eigner Einsicht und Gewissen. War hier vielfältig von freundlicher Annäherung beyder Confessionen die Rede, so meinten sie damit nicht, die in unsern Tagen, wie mich dünkt, nur allzuviel besprochene Zusammenschmelzung beyder Kirchen, welche wir vielleicht nirgends sehen werden, als im Himmel, und die, wenn sie auf Erden möglich ist, ganz gewiß gerade dann am wenigsten gelingen wird, wenn man sie übereilt und gleichsam mit Geistergewalt erzwingen will. Ihnen genügte, daß die Ungleichheit des Bekenntnisses die Gemüther nicht von einander entferne, den Frieden nicht störe, das gegenseitige Vertrauen nicht schwäche, die brüderliche Hülfleistung nicht mindere, und bey Berathungen über Gegenstände, welche das Wohl des Vaterlandes betreffen, nicht trennend einwirke. Darauf meinten sie, müsse auch dieser Verein wohlthätigen Ein-

fluß haben, indem es biedere Katholiken und biedere Reformirte näher zusammen bringe, welche sich nur kennen lernen dürfen, um einander nicht blos zu dulden, sondern zu schätzen und zu lieben. Mehr Eintracht als diese suchten sie in dieser Hinsicht nicht; aber für reine Religiosität waren sie warm, klagten einander oft den Verfall derselben und betrachteten mit Wehmuth seine verderblichen Folgen. Schlosser hat darüber einmal Worte gesprochen, von denen man glauben möchte, sie gelten einer andern Zeit und einem andern Volke. „Man hat uns", rief er hier aus, „Gott und die Zukunft weggeschwatzt und weggespöttelt. Man hat als Idole der Zeit, Habsucht und Eitelkeit aufgestellt. Es ist keine Furcht vor Gott und keine Achtung vor den Menschen. Auf diesem Wege gehen die Staaten zu Grunde." — Ja, auf diesem Wege müssen noch am gewissesten die Republiken zerfallen; denn die herzliche Religiosität ist die gesegnete Mutter des Heldenmuthes, des

Patriotismus, der Bundestreue, der Mäßigung, der Gemeinnützigkeit, der Liebe, ohne welche Tugenden kein Volk eine Freyheit, die dieses Namens werth wäre, in die Länge behalten, keines je glücklich seyn kann. So dachten unsre Väter und nahmen es sich vor, in dieser Gesellschaft und in andern Kreisen, wo sie wirken können, für Belebung ächt religiösen Sinnes ihr Möglichstes zu thun, mit Wort und That und Beyspiel.

Aber jetzt nichts weiter; denn ich fühle es, so anziehend der Stoff ist, so muß doch die mangelhafte Darstellung desselben die Geduld, auch des geduldigsten Hörers, erschöpfen. Sonst könnte ich aus den spätesten Zeiten der Gesellschaft noch vieles ausheben, was mit dem übrigen zum Beweis dienen würde, daß unsere helvetische Gesellschaft, wenn man schon kein einzelnes Werk nennen kann, dessen Entwurf und Ausführung ihr ganz angehörte, doch durch Anregung, Belebung und Unterhaltung edler, religiöser, gemeinnütziger, humaner Gedan-

ken, Empfindungen, Grundsätze und Entschlüsse, allererst auf ihre eignen Mitglieder und durch sie noch weiterhin vielseitig eingewirkt — und wie schön sie alles auf das Vaterland bezogen habe. Wenn der Geist der an Verstand und Gemüth großen, ehrwürdigen Männer, welche diesen Verein gestiftet, und derjenigen, die ihn so lange ruhmvoll erhalten haben, den Körper unsrer Gesellschaft neu beseelt, so wird er froh und thätig fortleben.

Gott schütze und beglücke das theure Vaterland und gebe ihm den unschätzbaren Segen der Herzenseinigkeit, damit, wie einst der fromme Patriot Baltasar betete, ein ganzes Heer freudig vereinter Eidsgenossen nur für Einen Mann könne gezählt werden, für einen Mann zur Zeit der Noth, für Einen Mann zur Zeit des Friedens!

Verhandlungen

der

Helvetischen Gesellschaft

in

Schinznach

im Jahr 1820.

Zürich,

gedruckt bey Orell, Füßli und Compagnie.

1821.

Es hatten sich auf die Einladung hin, von verschiedenen Orten her mehrere Mitglieder und Gäste zur Gesellschaft eingefunden. Die Zahl der eigentlichen Mitglieder stieg zwar nur auf vierzehn; dagegen war die Zahl der Gäste drey und zwanzig. Nachdem der Präsident in der hier beygedruckten Anrede, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Fortdauer der Gesellschaft, aus ihrer eigenen Geschichte sowohl, als aus der Geschichte und Lage der Schweiz entwickelt hatte, theilte er einige Nachrichten über die beyden verstorbenen Mitglieder, Robert

Glutz und Doktor Jakob Römer, mit; besonders auch in Beziehung auf den Zweck und ihre Theilnahme an der Gesellschaft.

Dann wurden diejenigen Herren, welche nicht Mitglieder der Gesellschaft waren, gebeten, einen Augenblick abzutreten, und hierauf in Berathung gesetzt: ob, in Betrachtung der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft, es nicht nützlich seyn würde, diese Gäste und lieben Eidsgenossen als wirkliche Mitglieder aufzunehmen; welches dann auch, in Erwägung, daß die Gesellschaft sich erst dieses Jahr gleichsam wieder neu constituire, und daß es nöthig sey unter den jüngern Männern, welche früher noch nicht an der Gesellschaft Theil nehmen konnten, sich neue Freunde zu erwerben, einmüthig genehmigt, und damit also alle

anwesenden Gäste zu Mitgliedern ernannt, welches ihnen dann angezeigt wurde.

Diese Maßnahme soll indeß ohne weitere Folgen für die Zukunft seyn, und es der Gesellschaft überlassen bleiben bey spätern Zusammenkünften das Nöthige zu verfügen, da die früher angenommene Regel: daß jemand, der zum Mitglied vorgeschlagen werden soll, die Gesellschaft zweymal besucht haben und dann von dem Committirten seines Cantons vorgeschlagen werden müsse, allerdings sehr wichtig ist, indem man sich erst kennen soll, ehe man Anspruch zur Aufnahme machen kann.

Diesem Schlusse zufolge wurden von den anwesenden Mitgliedern, nämlich:

Herr Ammann, von Bünzen, Med. Dr.
= Fischer, Pfarrer von Birr,

Herr Fisch, Helfer von Brugg,
= Fröhlich, Pfarrer von Brugg,
= Fröhlich, Schullehrer von Brugg,
= Hürner, Appellationsrath von Arau,
= Imhof, Med. Dr. von Arau,
= Müller, Stadtpfarrer von Luzern
= Pfluger, Apotheker von Solothurn
= Rhan, Pfarrer von Windisch,
= Rohr, Med. Dr. von Lenzburg,
= Ruepp, Med. Dr. von Sarmenstorf,
= Schinz, Med. Dr. von Zürich,
= Steinemann, Stiftsliquidant von St. Gallen,

folgende Herren und Freunde zu Mitgliedern angenommen:

Aus dem Aargau:

Herr Fisch, von Arau.
= Meyer, Negociant von Lenzburg.
= Münch, Professor von Arau.
= Pfeiffer, Lehrer in Lenzburg.
= Schueler, Pfarrer in Bözberg.
= Tanner, Med. Dr. von Arau.
= Fehr, Med. Dr. von Arau.

Herr Trithen, Lehrer in Brugg.
= Weck, Pfarrer in Arau.

Von Basel.

Herr Felber, Rathsprokurator von Basel.
= Fürstenberger, J. J., von Basel.
= Huber, Carl, von Basel.
= Merian, Peter, von Basel.

Von Luzern.

Herr Müller, Cantonsrath von Luzern.

Von Solothurn:

Herr Amieth, X., Prokurator von Solothurn.
= Glutz, Conr., Chorherr von Solothurn.
= Reinert, F., Prokurator v. Solothurn.
= Staub, Finanz-Aktuar von Solothurn.

Von Zürich:

Herr Germann, Pfarrer zu Otelfingen.
= Meyer, Wilhelm, Kaufmann v. Zürich.
= Usteri, Joh. Casp., V. D. M. von Zürich.
= Usteri, Leonhard, V. D. M. von Zürich.

Es wurden hierauf die Briefe von den Herren Comitirten, welche letztes Jahr

gewählt worden waren, um zu berathen, wie die Gesellschaft am besten wieder auf ihren vorigen Stand zurückgeführt werden könne, verlesen, welche alle darauf antragen: daß die Gesellschaft, so wie sie bisher war, möchte beybehalten werden, da es Zweckes genug sey, was in ihren Absichten liege, Freundschaft und enge Verbrüderung mit Eidsgenossen verschiedener Cantone zu stiften, und sich über alles freymüthig zu besprechen, was das Vaterland betrifft; sich mit allen Anstalten bekannt zu machen, welche in verschiedenen Cantonen zur Beförderung der Volksbildung, der Kenntniß der vaterländischen Geschichte, der Landeskultur u. s. w. bestehen; die Erfüllung dieses Zweckes werde die Gesellschaft sehr nützlich und von segenvollem Einfluß

auf das Wohl unsers lieben Vaterlandes machen, wie die Erfahrung bisher genügend gezeigt habe; jeder andere bestimmtere Zweck sey bey einer Gesellschaft, welche sich jährlich nur einmal versammle, gewiß nicht zu erreichen.

In Gemäßheit dieser Ansichten, wurde vom Präsidium beliebt, die Mitglieder aus den verschiedenen Cantonen einzuladen, von den Fortschritten der bestehenden öffentlichen Anstalten, oder von Errichtung neuer in ihren Cantonen, jährlich Berichte einzusenden; und von allen Anwesenden einmüthig dieser Vorschlag als sehr nützlich und zweckmäßig unterstützt, und somit die Mitglieder eingeladen, künftiges Jahr solche Berichte zu bringen und der Gesellschaft mitzutheilen.

Da das Präsidium immer einige Ausga-

ben zu bestreiten hat, welche ihm füglich nicht allein zu bezahlen obliegen können; da ferner es oft der Fall ist, daß Lieder, welche eigens für die Gesellschaft verfertigt worden sind, gedruckt werden, und diese Ausgabe ebenfalls den Verfassern nicht zur Last fallen soll, so wird die Frage aufgeworfen: ob man bey dem früher gemachten Vorschlage einer kleinen Auflage von 1 Fr. jährlich auf die Mitglieder, bleiben wolle? Diese Frage wurde ebenfalls bejahend beantwortet.

Ebenfalls wurde der Wunsch allgemein unterstützt, daß die mit Dichtergaben beschenkten Mitglieder die Gesellschaft mit Beyträgen erfreuen möchten.

Es wurde dann zur Wahl eines neuen Präsidenten geschritten, und beynahe ein-

hellig dazu erbeten und erwählt, Herr Stadtpfarrer Thaddäus Müller, von Luzern, welcher auch diesem Wunsch der Gesellschaft gütig entsprach.

Zu Mitgliedern in das Comité wurden bezeichnet:

Herr Bertschinger, D. Juris von Lenzburg.
= Peter Merian, von Basel.
= Stiftsliquidant Steinemann, von St. Gallen.
= Pfluger, Apotheker von Solothurn.

Dem Präsidenten wurde seine Amtsführung bestens verdankt, und er gebeten, seine und seines Herrn Vorgängers Reden dem Druck zu übergeben.

Da, nach gethaner Einfrage, ob Mitglieder etwas der Gesellschaft vorzutragen hätten: niemand nichts vorbrachte, so erklärte der Herr Präsident die dießjährige

Sitzung für beendigt, mit dem Wunsche, daß im folgenden Jahr die Freunde sich zahlreich in Schinznach einfinden mögen.

Actum Schinznach, den 16. May 1820.

Pfluger, Apotheker,
Secretarius.

Rede

an der Versammlung

der

Helvetischen Gesellschaft

zu Schinznach.

Gehalten

den 16. May 1821

von

H. R. Schinz

Med. Doct.

Theuerste Freunde,

Brüder, Eidsgenossen!

Abgehalten, der ersten Sitzung dieser Gesellschaft im vorigen Jahre beyzuwohnen, wurde ich ganz unerwartet zum Präsidenten derselben erwählt. So unwürdig ich mich auch fühlte, an der Spitze einer Gesellschaft zu stehen, die es sich immer zum Gesetz gemacht hatte, nur die verdienstvollsten und würdigsten Männer zum Präsidium zu erheben, so konnte ich diese Wahl nun nicht mehr ablehnen, da sie einmal geschehen war. Ich kann daher nichts anderes thun, als mich ihrer gütigen Nachsicht für die mir obliegenden Verrichtungen bestens zu empfehlen, indem ich es nur zu sehr fühle, daß

meine Kräfte dem Willen nicht entsprechen. Da es Gewohnheit ist, die Sitzung mit einer Anrede zu eröffnen, so bitte ich meinen schwachen Vortrag nicht nach den Worten, sondern nach der Sache zu beurtheilen, und die vaterländischen Wünsche, welche ich aus reiner Liebe zum Vaterlande wage, bloß als das Bestreben anzusehen, etwas zum Wohl desselben beyzutragen. Mag auch hin und wider das Herz etwas zu laut sprechen! Wir sind in einem Lande, wo jeder sich frey äußern darf; und der Ort selbst, an welchem wir uns befinden, fordert uns auf, mit Anstand, aber frey, zu reden, wenn vom Vaterlande die Rede ist.

Gerade an dem heutigen Tage sind es neun und fünfzig Jahre, als hier in Schinznach die Stifter der Gesellschaft sich versammelten und ihre Statuten entwarfen. Die damals viel schärfer abgeschnittenen Verhältnisse unsers Föderativ-Staates hatten eine Trennung herbeygeführt, welche

Eidsgenossen von Eidsgenossen entfremdete, und es durchaus nothwendig machte, irgend ein Band zu knüpfen, wodurch gleichgestimmte Gemüther enger an einander geschlossen werden, und so die vorzüglichen Männer aus allen Cantonen einander näher kommen konnten.

Noch immer hatte, besonders seit jenen letzten unseligen Fehden der Eidsgenossen unter sich, ein Geist der Bitterkeit hier und da Nahrung erhalten; die lange Ruhe, die Abwesenheit jeder äußern Gefahr, welche am besten im Stande ist, verbündete Staaten enger zu verbinden, hatte eine allgemeine Erschlaffung des Gemeingeistes zur Folge gehabt; es hatte sich ein kleinlicher Cantonalgeist gebildet, der gleichsam jeden Canton zum ganz abgesonderten Staate einengte, und höherm Sinne fürs allgemeine Vaterland keinen Raum gab. Noch mehr entfremdeten die verschiedenen Glaubensmeinungen, und es war hohe Zeit einen Vereinigungspunkt aufzusuchen, da alle ehe-

maligen Anlässe, wo Bürger eines Cantons mit denen anderer freundschaftlich zusammenkamen, durch den Geist der Zeit allmählig ganz aufgehört hatten. Früher hatten Fastnachtsspiele, später Freyschießen, freundschaftliche Besuche ganzer Gesellschaften in andern Cantonen herbeygeführt; und was einst der Vater seinen Kindern erzählte, wie er, nebst andern, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel einer Lustfahrt der Art beygewohnt habe, wie sie von den lieben Eidsgenossen mit Jubel empfangen, gastlich bewirthet, köstlich beschenkt, wie die Besuchten die Besuche erwiederten: alles das gehörte zu den Sagen der Vorzeit, die kaum bey den ältesten Greisen noch in angenehmem Andenken waren.

Das den Schweizern mit Recht vorgeworfene, und für die Sitten und den Charakter des Volkes so verderbliche Reislaufen, hatte doch wenigstens auch das Gute hervorgebracht, daß die tapfern Männer aller Cantone sich kennen lernten, und

Freundschaften geschlossen wurden, welche auf den häufigen Tagsatzungen selbst dem Vaterlande nützlich seyn konnten. In den Tagen der Gefahr hatten die Männer sich gefunden, sich gegenseitig kennen und schätzen gelernt, und so fanden sich ihre Herzen auch in den Tagen des Friedens wieder. Aber die lange Ruhe, während welcher, auf den Lorbeeren der Thaten der Väter ruhend, unser Vaterland gleichgültig den europäischen Kriegen zusehen konnte, machte auch jene häufigen Tagsatzungen nicht mehr nöthig, und so wurde auch dieses Band lockerer. Selbst die fremden Kriegsdienste näherten nicht mehr, da jeder Canton seine eigenen Regimenter hatte; die Züge der Schützengilden hatten nicht mehr statt, und so bildete sich immer mehr und mehr ein kleinlicher Cantonalgeist aus, sorgfältig genährt und unterhalten von einem aristokratischen Kastengeiste, der es für seinen Zweck am angemessensten fand, scharfe Linien der Stände zu ziehen, wodurch selbst

Bürger von Bürgern derselben Stadt entfremdet wurden, und nach und nach der Freyheitssinn der Regierten erschlaffen mußte. Unter diesen Umständen war es, wo die Iselin, die Beroldingen, die Balthasar, die Frey, Hirzel, Schinz, Zimmermann und andre Edle, die Nothwendigkeit fühlten, einen bessern Geist zu wecken; zu verbinden, was übertriebener Föderalismus getrennt hatte; zu erheben den Gemeinsinn der Eidsgenossen. Diese Männer fanden sich in Schinznach zusammen; sie machten den Entwurf zu dieser Gesellschaft; sie suchten Männer aus allen Cantonen an sich zu ziehen; sie stifteten Freundschaften; sie machten es sich zum Grundsatze, aus der Geschichte des Vaterlandes die Züge höhern Sinnes herauszuheben, welche den Bund der Eidgenossen begründeten und ehrwürdig machten in den Augen mächtiger Nachbarstaaten. Sie theilten den Freunden anderer Cantone mit, was in ihrem Canton Schönes und Großes geschah, welche Anstalten

zur Beförderung bessern Sinnes, höherer Geistesbildung entstanden seyen. Sie verbanden sich, dem engherzigen Cantonalgeiste, dem überhandnehmenden Spießbürgersinne, dem immer mehr drückenden Kastengeiste, jeder an seinem Orte entgegen zu arbeiten; Moralität, gute Anstalten, freyen Sinn, höhere Ansichten zu befördern, zu verbreiten. Dieß war ihr Zweck; und diesen erreichten sie gar oft. Nach und nach schlossen sich so die besten Köpfe an die Gesellschaft an; die ersten Magistrate verschmäheten es nicht, diesem Kreise sich einverleiben zu lassen; und wer die Gesellschaft besuchte, wurde im Kreise trauter Freundschaft zu neuer Thätigkeit belebt, kehrte mit höherm Sinne in seinen Canton zurück, und erwärmte seine Mitbürger mit dem edlern Feuer, welches ihn selbst durchdrungen hatte. Hohe Ideen, auf der Gesellschaft besprochen, wurden nicht selten zur That; so verdankt die entsumpfte Gegend der Linth (die Folge vereinter An-

ſtrengung unſerer Nation) dieſe Wohlthat unſrem Vereine; in ihm wurde die erſte Idee gefaßt, und nachher zur Ausführung gebracht, und durch den Mann geleitet, der ſie ſelbſt einer von den erſten hier zur Sprache gebracht hatte. Durch das Feuer vaterländiſchen Sinnes, der in der Geſellſchaft lebte, erweckt, dichtete Lavater ſeine trefflichen Schweizerlieder, die noch jetzt das Herz jedes wahren Schweizers beleben. Was das Vaterland unſerer Geſellſchaft verdankt, das hat, in trefflicher Rede und mit beredterm Munde, im vorigen Jahre mein würdiger Vorfahre erzählt.

Allein auch in freyen Staaten herrſcht nicht ſelten Furcht vor freyerem Sinne. So lange die Schweiz als geachtete Republik unter den Nachbarſtaaten allein da ſtand, ſo lange als jede Vergleichung des Zuſtandes ihrer Bewohner, gegen denjenigen der Unterthanen der benachbarten Staaten, nur zum Vortheil der Schweizer entſchieden werden mußte, ſo lange war nichts zu fürch-

ten, und der ganze Gang der Staatsmaschinen ging ruhig den abgemessenen Schritt; man ahnte nichts besseres; man liebte das Gegenwärtige, das, mit allen seinen Fehlern, doch auch seine Vorzüge hatte. Nun aber begann die französische Revolution, und mit ihr brach ein anderer Geist hervor; die schweizerischen Unterthanen wurden aufmerksam, und die bekannten Unruhen im Waatlande und im Canton Zürich deuteten darauf, daß das Volk allmählig dem Gängelbande entwachse. Da ward von den Regierungen alles beargwohnt, was einen freyern Sinn nähren konnte; da erschien auch unsere Gesellschaft als der Verbreitung neuerer Grundsätze verdächtigt, und man sah ihr Daseyn nicht gerne, und diejenigen, welche sie besuchten, fielen in die Ungnade der Regierungen, welche jedoch die Gesellschaft nicht zu verbieten wagen durften. Läugnen läßt es sich auch nicht, daß die Gesellschaft manches Gemüth zur Revolution vorbereitete, aber ohne Anstoß von

Außen, hätte sie selbst niemals zu einer Revolution mitgewirkt. Wahr ists, daß viele der edelsten Männer, die in den Tagen der Revolution thätig mitwirkten, und welche darin die Morgenröthe besserer Tage für das Vaterland und die Menschheit zu sehen glaubten, der Gesellschaft als Mitglieder angehörten; aber viele dieser Männer leben größtentheils noch jetzt, und wirken zum Wohl des Staates kräftig mit. Wer daher die Revolution als die Wurzel alles Bösen betrachtet, wer alle diejenigen, welche daran Theil genommen, haßt; wer es nicht leiden kann, daß endlich der Bruder zum Bruder geworden; daß keine Unterthanen mehr vorhanden sind; daß alle Schweizer gleiche Rechte haben: — der mag auch die Helvetische Gesellschaft unter die mitwirkenden Ursachen dieses Unglücks zählen.

Vom Jahre 1761 an, als dem Stiftungs-Jahre, versammelte sich die Gesellschaft alljährlich immer zahlreicher in Schinznach, ihrer Wiege, später in Olten, und zum

letztenmale in Arau im Jahr 1797, als dem Vorjahre der Revolution. Diese begann, und mit ihr traten alle jene wichtigen Ereignisse ein, welche der Krieg, die Besetzung mit fremden Truppen, und die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge nothwendig zur Folge haben mußten. Die alten Bande waren plötzlich zerrissen, die Vorrechte der einzelnen Classen aufgehoben, und Feindschaft und Partheyhaß trennte Männer, die sonst Freunde waren, für lange Zeit. Der alte morsche Föderativstaat stürzte zusammen, als die Stunde der Prüfung schlug, denn seine Grundfesten waren schon lange erschüttert, und die stürmische Zeit, welche bald darauf folgte, war nicht geeignet, eine Gesellschaft wieder zu besammeln, deren Glieder zum Theil einander feindlich gegenüber standen. Als endlich nach neuen Stürmen die wohlthätige Mediations-Akte, zwar ein Denkmal unserer Schwäche, aber nothwendig geworden durch die innere Zerrüttung, die Ruhe wieder hergestellt hatte,

und zum Vereinigungspunkt aller Partheyen geworden war, so kehrten Ordnung und Zufriedenheit nach und nach zurück; eine neue Glückssonnne ging über unser Vaterland auf; die geschlagenen Wunden vernarbten, und was feindlich getrennt war, vereinigte sich allmählig. Die Schweiz sah ruhig den Stürmen des bewegten Europa zu, und fühlte sich glücklich, ihre Freyheit gerettet zu haben. Da glaubten einige Freunde, es sey Zeit, die Helvetische Gesellschaft wieder ins Leben zu rufen; sie machten im Jahre 1808 den Versuch damit, und es gelang, als Beweis, daß ein besserer Geist allmählig wieder die Oberhand erringe. Zwar fanden sich anfangs nur wenige der alten Mitglieder ein; Unzufriedenheit mit dem Geiste einer Zeit, in welche sie sich noch immer nicht finden konnten; Haß gegen das Neue, und Furcht, ehemalige Unterthanen im Kreise freyer Männer begrüßen zu müssen, hielt viele der Befangenern ab; viele waren im Alter zu sehr

vorgerückt; andere mißtrauten dem Geiſte der neuen Geſellſchaft, und ſo war es begreiflich, daß viele wegblieben, und für immer die Geſellſchaft vermieden; alle Einladungen blieben ohne Erfolg. So bildete ſich nach zehn Jahren eine faſt durchaus neue Geſellſchaft, doch mit dem alten Geiſte beſeelt, und mit dem feſten Willen, in ihre Fußſtapfen zu treten, und die wenigen alten Mitglieder bildeten den Kern, an den alle ſich anſchloſſen. Jährlich vermehrte ſich die Zahl der Freunde, und alles wäre nach und nach ins alte Gleis zurückgekommen, wenn nicht neue Stürme das Vaterland zerriſſen, und es in einen chaotiſchen Zuſtand verſetzt hätten. Schon bey der Verſammlung im May 1813 ſah jeder mit banger Erwartung auf die Gewitterwolken, welche im Norden ſich geſammelt hatten; ſchon waren die Heere des übermüthigen Kaiſers nach Sachſen gedrängt, und bange Ahnung erfüllte alle Herzen, auch die Schweiz werde mit hineingeriſſen in den Wirbel der großen

Begebenheiten, welche sich angebahnt hatten. Die Gesellschaft trennte sich mit dem traurigen Vorgefühl, die Stunde sey ungewiß, welche sie wieder vereinigen werde.

Die Erwartung hatte leider nicht betrogen; das Ungewitter nahete, man glaubte es ableiten zu können, und hoffte in der allgemeinen Liebe, welche die Verfassung sich erworben hatte, ein Mittel zu finden, den Eifer für Vaterlandesvertheidigung rege zu machen; die Schweizerische Neutralität wurde feyerlich erklärt; aber schon der Ton, welcher in dieser Erklärung herrschte, zeigte Lauigkeit und Ungewißheit; dennoch zeigte das Volk nie bessern Willen, kein Opfer war ihm zu schwer, und ein trefflicher Geist regte sich allenthalben. Aber dieser Sinn vermochte nicht alle Classen zu erwärmen; die Hoffnung, der Zeitpunkt sey da, wo alte Rechte wieder hervorgerufen werden könnten, hatte schon lange im Stillen zu Schritten einzelner Parteymänner verleitet, welche bloß ihren Privatvortheil, nicht

aber das Vaterland, im Auge hatten; sie vergaßen, was sie so bitter, und mit Recht, im Jahr 1798 getadelt hatten; sie begingen dasselbe Verbrechen, und sahen sich nach fremder Hülfe um, unbekümmert, ob der Staat darüber zu Grunde gehen könnte. Sie wußten die Rüstungen im geheimen zu lähmen, und führten die Alliirten über die Stimmung in der Schweiz irre; und so betraten diese den Eidsgenössischen Boden, ohne daß ein Schuß geschah, und mit ihnen schritt auch die Hyder der Zwietracht über die Grenze. Der Augenblick, wo die Schweizer sich wieder zum achtbaren Volke hätten erheben können, war muthwillig verscherzt, und aufs neue drohte der Bürgerkrieg loszubrechen! Viele, die bisher der Verfassung zugethan schienen, warfen die Maske ab, weil nun ein anderer Wind wehete; in einem Augenblicke ward zertrümmert, was zehn Jahre der Ruhe vereinigt hatten. Der Genius des Vaterlandes trauerte über die verlorne Ehre, und nur der Ent-

artete freute sich über die neuen Ereignisse. Die Leidenschaften des Parteygeistes tobten und brausten, wie in den frühern Zeiten der Staatsumwälzung, und vergessene, gehässige Parteynamen wurden wieder gehört. Wer konnte daran denken, unsere Gesellschaft zu versammeln?

Eine neue Verfassung wurde endlich, nach heftigen Krämpfen und nicht ohne Einfluß von Außen, zu Stande gebracht; so endlich kam alles wieder in Ruhe; der Sturm legte sich, und nach fünf Jahren wurde der Versuch gewagt, diese Gesellschaft wieder ins Leben zurückzurufen; mißtrauisch, erschienen Wenige, aber sie faßten Muth und riefen diesen Verein ins Leben zurück. Eine zahlreiche Jugend ist wieder zu Männern emporgewachsen; an ihnen ist es jetzt, der Gesellschaft neue Nahrung zu verschaffen; viele wirken schon mit in öffentlichen Verhältnissen; sie sind eingeweihet in den Geist der Zeit und kennen mehr das Neue, als das Alte; an ihnen ist es, zu wirken,

daß der Stamm kräftige Wurzeln treibe, und der Baum der alt-helvetischen Gesellschaft neue Blätter und Früchte trage.

Man hört zwar wohl hier und da die die Frage: Ist die Helvetische Gesellschaft noch eben so nöthig, wie vormals? wird sie nicht durch andere Gesellschaften entbehrlich? Ihre Entstehung fiel allerdings in einen Zeitraum, wo die Schweizer sich weniger gegenseitig kannten, als jetzt. Die Revolution hat mit gewaltiger Hand die Schranken zerbrochen, welche die Schweizer einander fremde gemacht hatten; viele Berührungspunkte wurden durch das Verhältniß der Zeiten hervorgebracht; in Regierungs-Behörden, auf Tagen und im Felde lernte man einander kennen, und es bildeten sich ähnliche Vereine, aber zu anderweitigem Zweck; sie alle haben das Gute, daß sie ein freundschaftliches Band durch alle Cantone verbreiten; aber nur eine dieser Gesellschaften hat einen ähnlichen Zweck: die von unserm seligen Hirzel gestiftete ge-

meinnützige Gesellschaft; sie scheint aber nicht mehr vom ersten Geiste belebt, und es hat den Anschein, als ob sie nicht sehr lange sich halten werde, obschon sie in den meisten Cantonen Mitglieder zählt. Keine aber von allen ist so zahlreich und so belebt, als die Gesellschaft für Naturwissenschaften; sie zählt Mitglieder in allen Cantonen, und ihre Wanderung in mehrere Cantone macht sie zu der genußreichsten und besuchtesten; sie knüpft so manches Freundschaftsband, nicht bloß für die Naturforschung, sondern auch für das Vaterland ersprießlich und folgenreich. Allein, ihrer Natur nach muß sie sehr viele ausschließen, unter welchen ein freundschaftliches Band eben so wünschenswerth wäre. Dazu allein kann die Helvetische Gesellschaft führen, da ihr Zweck sich vorzüglich auf vaterländische Angelegenheiten beschränkt, an welchen jeder Schweizer Theil nehmen kann und soll. Sie soll keinen Staat im Staate bilden; sie soll keine Gesellschaft seyn, aus deren Schooß einsei-

tige Meinungen hervorgehen, oder der Geist irgend einer Partey genährt wird. Ihr Augenmerk ist das Vaterland; alles, was dieses betrifft, gehört auch in ihren Wirkungskreis. Alle ihre Mitglieder sind ja die Kinder eines glücklichen Vaterlandes, alle am milden Busen desselben genährt, alle erzogen in den Grundsätzen republikanischer Staatseinrichtungen; alle haben die gleichen Rechte, und das köstliche Vorrecht freyer Männer, über die öffentlichen Angelegenheiten sprechen zu dürfen. Durch freymüthige, gegenseitige Mittheilungen, werden sich ihre Glieder über die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Cantonseinrichtungen belehren; sie werden diese erhaltene bessere Einsicht bey Gelegenheit benutzen; sie werden nützliche Einrichtungen, löbliche Anstalten eines andern Cantons in den ihrigen zu verpflanzen suchen. Sie werden den Geist der Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an unsere freysinnige Verfassungen und Institute verbreiten. So hat die Gesellschaft ehemals

gute Früchte getragen und Segen über das Vaterland verbreitet; sie wird es ferner thun, wenn sie im Geiste der Stifter fortschreitet.

Schon oft ist den neuern Zeiten die Frage aufgeworfen worden, ob sich diese Gesellschaft nicht mit einer andern vereinigen könnte, da dergleichen Gesellschaften zu viele seyen: Aber die Zwecke aller andern vertragen dieß nicht; nur eine von diesen Gesellschaften hat gleichen Zweck, und nur mit dieser wäre Vereinigung möglich und für beyde ersprießlich: dieß ist die gemeinnützige Gesellschaft. Ist unser Zweck ein anderer, als Gemeinnützigkeit? ist er nicht dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, und sind nicht alle Gegenstände, welche dort verhandelt werden, würdig und geeignet, auch bey uns verhandelt zu werden? Die Zeit wirkt vielleicht wohlthätig für diese Vereinigung; wir, als die älteste aller, müssen erwarten, ob jene Töchtergesellschaft sich an uns anschließen wolle.

Oder ist etwa alles im Vaterlande so be-

stellt? ist Gegenwart und Zukunft so heiter, daß ein engeres Anschließen gleichgestimmter Männer nicht nützlich, nicht wünschenswerth und wohlthätig seyn sollte? Dieß wird uns ein ruhiger Blick auf die Lage der Schweiz und ihre Verbindung mit dem Auslande deutlich zeigen.

Mit bewunderns- und beneidenswerthem Glücke hat unser Vaterland jene Stürme, welche von Innen, wie von Außen, ihm drohten, überstanden. Wie es seine Lage mit sich bringen mußte, als es von innern Parteyungen zerrissen war, konnte es keinen thätigen Antheil nehmen an dem Kriege der Völker gegen Frankreichs Uebermacht, und wenn es auch nicht des Ruhmes theilhaftig wurde, den jene im blutigen Kampfe errangen, erndete es doch vorzugsweise die Früchte davon. Es behielt seine Freyheit, seine Unabhängigkeit, und konnte selbst wieder mit Brüdern in Verbindung treten, welche der Sturm von ihm losgerissen hatte. Drey neue Cantone haben sich an-

geschlossen an den Bund der neunzehn Cantone; mehr abgerundet sind seine Grenzen, und enger verbunden, als durch die alten Föderativbande, sind alle diese Staaten mit einander; und das Wohlwollen der Mächte hat uns sogar immerwährende Neutralität zugesichert. Aber unsere Lage hat sich ganz geändert; es ist nicht mehr dieselbe Schweiz, welche vom Ruhme der Väter und vom Wahne schwerer Bezwingbarkeit beschützt, dem Treiben der Europäischen Welthändel ruhig zusehen konnte. Die neuesten Zeiten haben gezeigt, wie wichtig unsre Lage in den Kriegen zwischen Italien, Deutschland und Frankreich sey; sie haben die Vortheile enthüllt, welche derjenige hat, der die Schweiz mit hinlänglicher Macht besetzt hält. Nur zu sehr hat Napoleon die Wichtigkeit dieses Besitzthumes für Frankreich erkannt; und von diesem Reiche her, möchte wohl unserer Neutralität die größte Gefahr drohen, um so mehr, wenn gut unterhaltene und fahrbare Straßen über alle unsere Ge-

birge hin errichtet werden. Bis jetzt hat die Schweiz in den neuesten Zeiten gar nichts gethan, was andern Mächten einen hohen Begriff von unserer Vertheidigungsfähigkeit hätte geben können. Freylich lag die Schuld eben so sehr in den besondern Umständen des Augenblicks, als im Geiste der Nation, welche, kaum wieder durch den nenen Bund vereinigt, im Jahr 1815 eine Macht entwickelte, welche wenigstens zeigt, was fester Wille thun kann, und Hoffnungen für die Zukunft erregt, welche nur desto mehr spornen sollen, uns in möglichsten Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses ist höchste Nothwendigkeit, und kein Opfer soll uns zu schwer seyn, diesen Zweck möglichst zu erreichen. Freudig erkennt der Vaterlandsfreund, daß wir in dieser Hinsicht einen Vereinigungspunkt gefunden haben, wie man ihn bey dem lockern Bande unserer Föderativ-Verfassung kaum hatte erwarten dürfen. Oder sind etwa die Zeiten vorhanden, wo allgemeiner Friede und Ruhe

Europa dauernd beglücken wird? Ist etwa jener Geist, der seit dreißig Jahren Europa in seinen Grundfesten erschütterte, von den Völkern gewichen? hat er den Schauplatz verlassen? Frankreich, so lange der Schauplatz des Bürgerkrieges, wurde zwar durch das Genie Napoleons eine Zeitlang beruhigt, und er leitete die Kraft der Nation auf Eroberungen, bis er endlich durch die Flammen Moskaus und den strengen Winter des Nordens bezwungen, der Tapferkeit der Alliirten unterlag. Dieses Land zeigt, unter die Herrschaft seiner alten Könige zurückgekehrt, immer noch fortwirkende Reactionen und feindselig gesinnte Parteyen.

Durch jene manigfaltigen Berührungen, jene Verschmelzungen der Völker in den Kriegen Napoleons, sind die Ideen der Revolution in alle Winkel Europas verbreitet worden. Die Ansichten der Menschen änderten sich; die Schranken ehemaliger Convenienzen wurden umgestürzt; alte Reiche zertrümmert und ihre Bruchstücke neuen

Beherrschern unterworfen. So pflanzte sich eine Masse neuer Begriffe von Volke zu Volke fort, und entwickelten sich allmählig so, daß die Völker sich mündig fühlen, und die alten, den Bürger erniedrigenden, einzelne Classen auf Unkosten der andern begünstigenden Formen, ihnen drückend vorkommen. So beginnt ein neuer Kampf der Meinungen, ein Kampf des Neuen mit dem Alten; und wir stehen vor einem neuen Schauplatz, der Europa in neue Kriege verwickeln wird, wenn die Großen nicht zu rechter Zeit einlenken und die Wünsche der Völker erhören. Im Norden, wie im Süden, gährt es; alle Völker Europens fordern constitutionnelle Formen, nicht Willkühr der Herrscher. Im rauhen Norden lösen sich nach und nach die Fesseln der Leibeigenschaft; und daraus geht ein neues Leben, ein neuer Sinn hervor. Die Fortschritte der Cultur erschufen in St. Domingo aus verachteten Sclaven einen neuen, freyen Negerstaat; sie entrissen England seine amerikanischen

Besitzungen, und drohen dem Mutterstaate selbst wichtige Veränderungen. Dieses Vorwärtsstreben der Völker entzündete den Freyheitskrieg in den Spanischen Provinzen von Südamerika, der früher oder später die Losreißung auch dieses Theils der neuen Welt zu Folge haben wird. Spanien, ein Land, wo mönchische Finsterniß und blinder Glaube, noch mehr aber das schreckliche Tribunal der Hölle, die Inquisition, auf immer das höhere Licht verdrängt zu haben schienen; ein Land, in welchem ein mörderischer Krieg, Hunger und Pest seit Jahren gewüthet, und wo ein schwacher Monarch, mißleitet von unwürdigen Dienern der Religion und des Despotismus, die besten, geachtetesten und würdigsten seiner Unterthanen, welche Leib und Gut für ihn aufgeopfert hatten, als Verbrecher verfolgte; dieses Land erhob im Anfange dieses Jahres auf einmal sein Haupt, schüttelte seine Fesseln ab, und seine Cortes greifen mächtig ein in das alte Unwesen der Klosterherr-

schaft und des Feodalismus: — und so bereitet sich auch hier neues Wirken des freyern entfesselten Geistes; die Freyheit wird nach langem Kampfe, vielleicht erst, nachdem Ströme von Blut vergossen worden, den Sieg erringen und das Land beglücken. So leuchtet im Süden eine Flamme, welche weiter zu greifen droht, und leicht auch andere Staaten ergreifen dürfte.

In unserm nachbarlichen befreundeten Deutschland herrscht ebenfalls dieß allgemeine Sehnen nach Besserm, dieses Treiben nach Freyheit, nach constitutionnellen Formen, nach Gleichheit der Rechte. Einige größere Staaten sind mit gutem Beyspiele vorangegangen, und die übrigen müssen über kurz oder lange nachfolgen, wenn Friede bleiben soll. Keine Machtsprüche werden im Stande seyn, den aufstrebenden Geist der Völker rückgängig zu machen.

Allenthalben um uns ist Zündstoffes genug, und leichte Funken können einen Brand erregen, der so leicht und so bald nicht mehr

gelöscht werden könnte; und wer bürgt uns dafür, daß dann seine Flammen nicht auch uns fengen könnten! Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, wie bald der glimmende Funke der Zwietracht wieder zum lebenden Feuer erwachsen könne, wie schnell verloschen scheinende Leidenschaften, in Vergessenheit gerathene Ansprüche wieder erwachen und Stürme erregen könnten, denen wir entronnen zu seyn wähnten. Was aber allein kann vor solchem Unglück uns bewahren, als Vereinigung der Gemüther, Zusammenhalten gleichgestimmter Eidsgenossen, Erweckung reiner Vaterlandsliebe, Verdrängen schädlichen Cantonalgeistes, immer mehr verbreitete wahre Volksbildung? und dazu kann und soll unsere Gesellschaft beytragen, und um so mehr, je mehr Mitglieder aus verschiedenen Cantonen sie zählt.

Wir sprechen vom Geiste der Zeit; jedes Zeitalter hat seinen herrschenden Geist unter cultivirten Völkern. Der Geist unserer Zeit ist derjenige des Vorwärtsstrebens

aller Stände. Wissenschaften und Künste sind nicht mehr ausschließendes Eigenthum irgend eines Standes, weder des Adels, noch der Geistlichkeit; sie sind ein Gemeingut geworden, an dem jeder Antheil haben kann, der darnach strebt; aber eben deswegen ist auch kein Stand mehr bevorrechtet, alle Bürger sind sich gleicher geworden. Es ist allerdings gewiß, diese allgemeine Verbreitung von Kenntnissen hat Schranken eingerissen, welche vormals hier und da wohlthätig bestanden haben; aber, nachdem sie nun einmal eingerissen sind, werden sie nie mehr aufgebaut werden können; und so fordert der Zeitgeist dringend neue Einrichtungen, statt der alten Formen, und nur weises Lenken dieser gerechten Forderungen kann vor Stürmen sichern. Was so mächtig vorgeschritten ist, was die besten Köpfe der europäischen Staaten in lebhafte Bewegung setzt, kann nie mehr ganz zurückgedrängt werden; starrsinnige Härte kann wohl einige Zeit zurückschrecken, aber dann

würde der Sturm desto verheerender losbrechen.

Der Geist der fortschreitenden Volksbildung ist auch bey uns immer herrschender geworden, und wird durch weise Regierungen unterstützt, und durch gute Schulanstalten sich immer mehr ausbreiten, und ein helleres Licht wird sicher auch da eindringen, wo es jetzt noch kaum dämmert; ja selbst die Jesuiten werden dasselbe so wenig abzuhalten vermögen, als der Nebel die Sonne verdunkelt. Die erste Frucht davon, ist religiöse und politische Duldung; die Ueberzeugung, daß Gott jeder Dienst gefällig sey, der aus reinem Herzen fließt; daß alle Christen dieselbe Religion haben; daß wir alle Schweizer, alle auf gleiche Rechte Ansprüche machen, alle freye Söhne eines glücklichen Vaterlandes seyen; daß der Staat keine Religion habe, sondern die verschiedenen Ansichten seiner Kinder alle ehre, so lange sie zur Tugend und Vaterlandsliebe führen, und den Grundgesetzen

des bürgerlichen Vereines nicht entgegen sind. Da, wo dieser Geist noch mangelt, auch da wird fortschreitende Volksbildung ihn erwecken, wenn auch langsamer, doch gewiß, und immer zum Segen des Vaterlandes.

Fortschreitende Volksbildung, gute Schulanstalten, werden nach und nach dem Cantonalgeiste seinen rechten Gesichtspunkt anweisen; denn es giebt zweyerley Cantonalgeist: einen wahren, löblichen, segenreichen, und einen verdammlichen, verderblichen.

Löblich ist der Cantonalgeist, der dahin strebt seinen Canton groß zu machen, nicht durch geographische Vergrößerung, sondern durch gute Einrichtungen aller Art, milde Stiftungen, gute Lehranstalten, passende Gesetze; der sich nicht weigert, zum Wohl des ganzen Vaterlandes ein Opfer zu bringen, wenn auch schon für den eigenen Canton dabey kein bedeutender Vortheil für den Augenblick entspringt, denn der Vortheil des Ganzen fällt immer auf die

einzelnen Theile zurück; der sich beeifert in Leistungspflichten, die der Eidsgenössische Bund fordert, der erste zu seyn. Das ist der wahre Cantonalgeist, der dem Canton, indem er herrschend ist, zum größten Vortheil gereicht, und ihn zur Zierde und Stütze des Ganzen erhebt.

Ein verdammlicher, spießbürgerlicher, schädlicher Cantonalgeist ist dagegen derjenige, der bey der allgemeinen Noth nur seinen Canton und dessen vermeinten Vortheil im Auge hat; der in der Theurung seinen Miteidsgenossen den Markt abschlug; der schlechtes Geld prägt, weil er davon Vortheil zieht; der immer jammert und sich arm stellt, wenn er in die allgemeine Casse etwas beytragen soll, dagegen ungescheut fordert, wo es ums Nehmen zu thun ist; der nur immer von den Verdiensten seiner Vorväter um die Freyheit spricht, selbst aber kein Opfer dafür bringen will, wenn er nicht unmittelbaren Nutzen für seinen Canton davon zieht; der andern Eidsge-

nossen den Aufenthalt in seinem Canton nicht gestatten will; der so wenig als möglich auf die Bewaffnung seines Cantons verwendet, und sich auf die andern verläßt. Dieß und noch viel anderes ist Cantonalgeist verderblicher Art, der dem allgemeinen Vaterland Schaden, und dem Canton, in welchem ein solcher herrscht, weder Ehre noch Nutzen bringt. Einen solchen Geist nach und nach zu verdrängen, und jenen edlern Cantonalgeist zu wecken, der in seinem Canton nur ein Glied des Ganzen erblickt; der beym Flor seines eigenen Cantons um so lieber zum Allgemeinen beyträgt; der kein Opfer scheut, welches der Eidsgenossenschaft gebracht werden muß; dieß sey der Hauptzweck unsers Vereins. So wird jeder von uns an seinem Orte, als Staatsmann, als Bürger seinen Canton zu erheben suchen, seine Verfassung ehren, seine Regierung dadurch stark machen, Bürgerglück und wahre Freyheit verbreiten.

Die neuesten Zeiten haben uns leider

allzu demüthigende Winke gegeben, und uns gezeigt, wie nöthig es sey, daß alle Eidsgenossen sich vereinen, um jenes Nationalgefühl zu erhöhen, welches uns allein stark machen kann; jenes Gefühl, welches uns lehrt, daß nur das Volk stark ist, was einen National-Charakter entwickelt, welcher kein Opfer scheut, seine Vertheidigungs-Anstalten achtbar zu machen. Nicht in der Menge stehender Truppen besteht die Macht eines Staates allein; sondern darin besteht seine Kraft, daß der Soldat Ehrgefühl hat, daß er weiß, wofür er fechten soll, daß er einen Nationalstolz hat, der ihn selbst den Tod nicht scheuen lehrt, wenn er etwas für das Wohl seines Vaterlandes beytragen kann. Dieser Stolz hat Frankreichs Armeen so unüberwindlich gemacht; dieses Gefühl hat die Spanier in ihrem Befreyungskriege geleitet, hat die Siege der Alliirten herbeygeführt. Eine Nation, welche durch den Sinn für Vaterlandsliebe belebt ist, kann nie in die Länge unterjocht wer-

den. Das bewiesen unsere Väter, die in den Schlachten am Morgarten, Näfels, Sempach, darum über Viele siegten, weil es auch dem Soldaten klar war, daß er für sein Vaterland streite. Nur das Volk ist schwach, was diesen Sinn entbehrt. Die meinen es nicht gut, welche immer jammern, die Vertheidigungs-Anstalten kosten zu viel; man kann dafür nicht zu viel thun, aber man kann mit Wenigem viel thun, wenn man allen unnöthigen Prunk erspart. Die erste Sorge soll seyn, genug Munition, gute Uebung und Mannszucht der Truppen; ob der Mann roth oder grün gekleidet, ob seine Uniform einfach oder überladen sey; das giebt ihm keinen Muth; das sind Nebensachen, über welche man nur zu gerne den wahren Gesichtspunkt vergißt. Nicht der Kleiderprunk, nicht unnütze oder kostbare Decorationen zieren den freyen Soldaten; aber das ziert ihn, wenn er mit Muth und Geschicklichkeit sein Gewehr zu führen weiß. Was bisdahin gethan worden, war nicht

hinlänglich, und die Geschichte der letzten Feldzüge hat weder unserm Muth, noch unserm vaterländischen Sinne große Ehre gemacht, und scheint es zu rechtfertigen, wenn manche über die unnützen Militär-Ausgaben schreyen. Oder wo sind die Helden, welche im entscheidenden Augenblicke sich groß im Rathe oder im Felde bezeigten? Was that die Neutralitäts-Armee im Jahr 1813? sie zog sich zurück, ohne einen Schuß zu thun; sie war zu schwach, sagte man: Warum machte man sie nicht stärker? weil ein verkehrter Sinn sich unserer bemächtigt hatte; weil man nicht opfern wollte, denn es fehlte an Eintracht, und der Parteygeist lähmte, was der Muth der Soldaten hätte erreichen können. Was that die viel stärkere Armee im Jahr 1815 für Heldenthaten? etwa, daß sie auf französischen Boden ging, um gleichsam Nachlese zu halten, nachdem die Alliirten den Weg gebahnt hatten? Doch, die Dosen, Orden, Bänder, Grafen- und Baronentitel, welche von fremden Mächten

an Schweizer, während dieser Periode des ruhmlosen Wirkens, ertheilt wurden, und womit diese jetzt auf unsern Tagsatzungen prunken, zeigen, daß die Mächte wenigstens den Willen nicht verkannten. Genug; werfen wir einen Schleyer über diese verhängnißvolle Zeit, wo das Vaterland am Rande des Unterganges schwebte, wo der Schutzgeist von ihm gewichen schien, der es so lange mit gütiger Hand, mitten im Sturme der andere Völker ergriffen hatte, ruhig erhielt. Dank der Vorsehung, die unsere Freyheit rettete. Aber wehe uns, wenn wir jene warnenden Winke nicht verstanden haben, wenn wir uns nicht bemühen, wieder ein Volk zu werden, achtbar durch Eintracht, Freyheitsliebe, Muth, Anhänglichkeit an das Vaterland, gute Einrichtungen, und durch gute Vertheidigungs-Anstalten. Nur so sind wir würdig ein Volk zu seyn, würdig des unendlich großen Gutes der Freyheit. Der Zweck unsres Vereines sey, diesen Geist zu verbreiten, ihn zu bele-

ben, wo er herrscht, zu wecken, wo er schläft.

In der Rede unsers vorjährigen Herrn Präsidenten ist gezeigt worden, welche Gegenstände uns beschäftigen sollen; ich wage es noch einige andere zu berühren.

Es giebt so viele Gegenstände, welche als National-Angelegenheiten der Besprechung und Erwägung aufgeklärter eidsgenössischer Freunde würdig sind, daß es nie an Stoff mangeln kann.

Der Gang, welchen der Handel und das Fabrikwesen nimmt, und die Folgen, welche aus der Stockung desselben, oder durch den geringen Verdienst auf einem so großen Theil unserer Mitbürger lasten: wie können die Uebel, welche daraus hervorgehen, gemindert werden? Diese große Frage greift in das Wohl aller Cantone ein, wenn schon nicht alle gleich darunter leiden. Lassen sich nicht Mittel auffinden, wenigstens die moralischen Uebel zu mindern, an welchen so viele Fabrik-Arbeiter leiden?

Welche Mittel wären wohl anzuwenden, die Zahl der Fabrik-Arbeiter nach und nach zu mindern, indem ihre Kinder zu andern Berufsarten angeleitet werden könnten? Oder giebt es Mittel, bestehende, aber gesunkene Handelszweige wieder zu heben? Sollten Auswanderungen, geleitet von den Regierungen der gesammten Eidsgenossenschaft, nicht wohlthätiger und ehrenvoller seyn, als der auswärtige Kriegsdienst, welcher einerseits nur die stärkern, arbeitsfähigern, jungen Männer aus dem Lande zieht, anderseits aber manchen zur Liederlichkeit verleitet, da ihm der Ausweg, Dienste zu nehmen, noch immer offen bleibt, und ein solcher Dienst überhaupt nicht ehrenvoll für unser Vaterland ist, und uns nur alte Bettler und Taugenichtse zurückgiebt? Die Römer, Phönicier, Carthager, Griechen, entledigten sich durch Colonien in wenig bevölkerte Länder ihrer Uebervölkerung; allein, wenn wirklich zu erweisen ist, daß wir an Uebervölkerung leiden, so müssen

die Regierungen gemeinsam dafür sorgen, daß ihre Angehörigen ein sicheres Unterkommen finden, und nicht der Habsucht gewissenloser Menschen Preis gegeben werden. Die Gründe für oder wider die Auswanderungen sind gewiß sehr wichtig, und wenn unsere Gesellschaft einen Fond besäße, so wäre dieser Gegenstand einer Preisfrage sehr würdig. Die meisten Auswanderer waren bis jetzt keine Fabrik-Arbeiter, sondern oft vermögende Leute, welche, angelockt durch falsche Vorspiegelungen schlechter Menschen, sich in Unglück und Elend stürzten; und gerade die Auswanderer von Bern, Freyburg, Wallis u. s. w., sind aus Cantonen, welche gar nicht an Uebervölkerung leiden, sondern einige könnten sogar Auswanderer aus andern Cantonen aufnehmen, und ihnen Land anweisen, wie Wallis, wo Ueberfluß an Land ist. Von Appenzell, St. Gallen, Zürich, sind wenige oder keine ausgewandert, wenigstens nie in Masse; und hier ist Uebervölkerung;

hier kann ein Zeitpunkt eintreten, möge er noch ferne seyn! wo eine Menge Menschen sich geradezu nicht mehr erhalten können; aber gerade diese Menschen sind moralisch und physisch verdorben, durch Stubenluft verzärtelt, zum Landbau unfähig, und können daher auch im Auslande ihr Brod nicht verdienen. Wie könnte da geholfen werden?

Ein anderer Gegenstand ist die Belebung des Nationalgeistes, des höhern Sinnes für Vaterland und Freyheit. Wenn unsre Nation Kraft haben soll, so muß der Sinn für ihre Unabhängigkeit mächtig unter uns geweckt werden; dieß kann wohl am besten durch Erziehung und guten Schulunterricht in der Geschichte des Vaterlandes und der Staaten überhaupt geschehen; so lernt der Schweizerische Jüngling die Vorzüge seines Vaterlandes und seiner Verfassungen kennen und schätzen. Wenn aber der Jüngling die Schule verlassen hat, so könnte durch vaterländische Gesellschaften, welche sich in jeder Hauptstadt oder größern Stadt leicht

einrichten ließen, dafür gesorgt werden, daß dieser Geist unterhalten und genährt wird. Eine solche Anstalt war der ehemalige Affenrath in Bern, die wenigstens junge Leute aus den Patrizier-Geschlechtern, den Geschäftsgang kennen lernte; eine ähnliche, aber zweckmäßigere, besteht in Zürich, eine Gesellschaft, welche sich vaterländische Gesellschaft nennt, und sich durchaus mit vaterländischer Geschichte und überhaupt mit vaterländischen Gegenständen beschäftigt, so daß über irgend ein Abschnitt aus der vaterländischen Geschichte, der vaterländischen Gesetzgebung, oder über einen andern, das Vaterland betreffenden Gegenstand, eine Vorlesung gehalten und dann darüber freymüthige Discussionen eröffnet werden, in welchen mit Bescheidenheit, oft aber mit Feuer und Kraft, Bemerkungen gemacht werden. Der unsterbliche Bodmer stiftete diese Gesellschaft und gab ihr den Namen der vaterländischen, und unterlegte ihr obigen Zweck; sie blieb bis zur Revolution

in Thätigkeit, dann aber ging sie, wie so manches nützliche Institut, einsweilen unter. In derselben hatten sich unsere besten und verdientesten Staatsmänner zum Theil gebildet und freymüthig über öffentliche Angelegenheiten sprechen und denken gelernt. Im Gefühle, daß auch dieses unserer Jugend wieder nothwendig sey, wurde dieser Verein durch die Bemühungen unserer ersten Magistratspersonen, welche darin eine Bildungsanstalt für freye Bürger erblickten, wieder ins Leben gerufen. Einige Mitglieder der Regierung nahmen selbst daran Theil, und so sammelte sich um sie her bald ein Kreis von ältern und vorzüglich von jüngern Männern aus allen Ständen, so daß gegenwärtig die Gesellschaft schon an die hundert Mitglieder zählt, welche sich alle vierzehn Tage versammeln. Gewöhnlich wird eine Vorlesung gehalten, und dann darüber in Discussion eingetreten; oft schon hat eine Vorlesung zu Erörterungen Anlaß gegeben, welche mehrere Sitzun-

gen durch discutirt wurden, und wobey vielseitige Ansichten entwickelt und viel Belehrung gewonnen ward. Junge Leute besonders üben sich im Reden, und lernen ihre Ansichten mit Anstand, wenn schon oft mit edlem Eifer, vortragen. Durch die allseitige Beleuchtung wichtiger Gegenstände, wie z. B. Preßfreyheit, Verfassung, Gesetzgebung, verbreitet sich ein vielseitig freysinniger Sinn, ein trefflicher Geist und Liebe zur Freyheit und Vaterland, welche unter unsern jungen Leuten sichtbar zugenommen haben, und, zum Segen des Vaterlandes, ferner durch diese Anstalt unterhalten werden. Kein Eidsgenosse, welcher in Zürich wohnet, ist davon ausgeschlossen, und hat Zutritt, sobald er zwanzig Jahre erreicht hat; jüngere, vom achtzehnten Jahr an, können als Auditoren zugegen seyn. Eine solche Gesellschaft muß nothwendig viel Einfluß haben; sie giebt Anlaß Talente fürs öffentliche Reden zu entwickeln; sie verbreitet freyen Sinn und republikanische Freymü-

thigkeit in Beurtheilung von vaterländischen Angelegenheiten; sie bewahret vor Einseitigkeit und nährt kräftig die Vaterlandsliebe, indem sie die merkwürdigsten Epochen aus der Geschichte uns ins Gedächtniß zurückruft, und neben den Fehlern unserer Verfassungen auch ihre Vorzüge entwickelt.

Ich glaube daher, es gebe kein kräftigeres Mittel allgemein vaterländischen Sinn unter unserer Jugend zu wecken, als wenn in jedem größern Canton solche Gesellschaften sich bilden würden. Die Regierungen werden hoffentlch den daraus hervorgehenden Sinn für Freyheit und Recht, nicht fürchten dürfen, und sich freuen, aus solchen Bildungsanstalten Männer hervorgehen zu sehen, die einst würdig die Stellen der ersten Magistraten eines Freystaats bekleiden können. Auch diese Aufgabe zu lösen, wäre eine Beschäftigung der Helvetischen Gesellschaft.

Auch die Frage: ob und welche Nationalfeste zur Belebung schweizerischen Ge-

meinsinnes zu befördern seyn dürften? wäre gewiß aller Beachtung würdig. An Thätigkeit, an Stoff kann es uns nie fehlen, wenn wir nur ernstlich wollen. Die Hauptsache ist, so viele Männer aus verschiedenen Cantonen zu gewinnen, als nur immer möglich ist; je mehr Cantone an unserer Verbindung Theil nehmen, desto größer wird natürlich ihr Einfluß seyn.

Im letzten Jahre machte man den Versuch, diese Gesellschaft wieder zu beleben; es gelang wenigstens in so weit, daß wir das Vergnügen haben, Männer aus mehrern Cantonen versammelt zu sehen, und daß ältere Glieder selbst wieder unter uns erscheinen. Wenn auch die Zahl noch nicht groß ist, so lassen wir uns nicht schrecken; ein jeder von uns ermuthige andere Freunde unserm freundschaftlichen Kreise beyzuwohnen. Bereits hat ein Keim sich gebildet, aus welchem einst unser Verein neue Kräfte erhalten wird; oder sollte die Versammlung Studirender aus mehrern Cantonen, welche

in so trefflichem Gange ist, nicht uns einst Mitglieder zuführen, wenn diese Jünglinge nach Vollendung ihrer akademischen Studien, das Bedürfniß fühlen, sich irgendwo jährlich wieder zu sehen, und die freundschaftlichen Bande, welche sie als Jünglinge anknüpften, als Männer zu befestigen, und den schönen Herzensbund fortdauern zu lassen, damit er auch dem Vaterlande von Nutzen sey? Das Bedürfniß, zu nähern, was die Föderal-Verfassung entfernte, ist allenthalben rege, lebt in den Herzen aller wahren Schweizer und äußert sich unzweydeutig eben durch die Menge solcher Gesellschaften. So dürfen wir also freudig in die Zukunft blicken; die Jetztwelt wird nicht untergehen lassen, was die Stifter unserer Gesellschaft so schön vereinten und zum Wohl des Vaterlandes gründeten.

Von jeher war es heilige Pflicht, den Manen abgeschiedener Mitglieder ein liebevolles Andenken zu weihen; auch mir liegt diese schwere Pflicht ob; viele sind von uns

geschieden, welche in neuern Zeiten die Gesellschaft nicht mehr besuchten, sie kenne ich nicht alle, eben darum, weil ich sie an dieser Stelle nicht mehr sah; aber zwey edle Männer beweint nicht nur unsre Gesellschaft, sie beweint das ganze Vaterland. Seit dem Aufleben der Gesellschaft besuchten sie dieselbe regelmäßig und mit warmer Anhänglichkeit. Es sind die Freunde Glutz und Römer. Zwar verschieden an Alter, entriß beyde der Tod viel zu früh ihren Mitbürgern.

Robert Glutz von Blotzheim ward geboren zu Solothurn, den 30. Januar 1786. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht, ging er im Jahr 1804 auf die Hochschule zu Landshut, um die Rechtswissenschaft zu studiren; von da ging er nach Würzburg, wo er bis im Frühjahr 1806 blieb und dann, nach einem Sommeraufenthalt in Wien und Landshut, wieder nach Solothurn zurückkam. Als Freund und Beförderer alles Guten und Schönen, verbreitete er bald einen Wirkungskreis um sich,

und ward schon im Jahre 1807 der Stifter der litterarischen Gesellschaft seiner Vaterstadt, und das Jahr darauf verdankte ihm die Stadtbibliothek ein neues freudiges Aufblühen. Bald wurde der junge thätige Mann gesucht und in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht. Auf einer Reise mit Herrn Regierungsrath Lüthy nach Appenzell, in gemeineidgenössischen Angelegenheiten, wurde er von unserm würdigen Freund Füßli zur Fortsetzung der Müllerschen Schweizergeschichte aufgefordert, und übernahm mit Muth das schwierige Unternehmen. Als Mitglied eines Ausschusses des großen Solothurnischen Stadtrathes beschäftigte er sich sehr mit Verbesserungsprojecten für Erziehungs-Anstalten seiner Vaterstadt. Die merkwürdigen Ereignisse des Jahres 1814 verwickelten ihn in jenes Wolf- und Schafspiel der politischen Parteyen in Solothurn. Da er aber sah, in welchem Geiste und mit wie wenig Umsicht gehandelt wurde, so war er selbst weniger thätig, als er es

sich vielleicht anfangs vorgesetzt hatte; dennoch wurde er, da die Partey der alten Regierung siegte, für einige Zeit verhaftet. Allein bald wurde der thätige Mann wieder benutzt, und zu Sendungen in Militair-Angelegenheiten nach Basel und ins Hauptquartier der Alliirten gebraucht; auch wurde ihm die Leitung des Kriegscommissariats aufgetragen, wo er durch seine Einsichten, redlichen Eifer und Charakterfestigkeit vieles zur Erleichterung seines Cantons beytrug; aber bald zog er sich von allen Geschäften zurück, um allein der Geschichtschreibung zu leben. Er ging nach Zürich, nahm, nach seines Vaters Tode, die Entlassung aus dem großen Rathe und verließ im Hornung 1818 Zürich, um in Deutschland eine Anstellung zu suchen, wo er sich noch mehr zum Geschichtschreiber ausbilden könne. Zu München, bey seinem Freunde Herrn Hofrath Breyer, dem er in einer Fieberkrankheit abwartete, wurde er selbst den 30. März von derselben Krankheit er-

griffen, und am 14. April endigte ein Schlagfluß sein thätiges Leben; sein Freund Breyer überlebte ihn nur wenige Tage. Wenige Menschen mögen wohl in so glücklicher Lage gewesen seyn, und zugleich so viele Eigenschaften zum Geschichtschreiber gehabt haben, wie Glutz. Parteylos, oft etwas hart, schilderte er, was zu tadeln war, tadelnd, und rühmte, was zu rühmen war, wie es dem Geschichtschreiber, der aus reiner Quelle schöpft, gebührt. Ueber seine Geschichte urtheilt einer seiner Freunde, ein competenter Richter, der selbst in seine Fußstapfen treten wird, so: „Müller dachte, ich will groß werden und mein Vaterland durch mich groß und geachtet sehen; wohl mir, daß ich es mit der Wahrheit dabey nicht zu verderben brauche. Glutz hätte gesagt: Ich will wahr seyn, und müßte ich es auch dadurch mit allen meinen Freunden verderben, alle meine Feinde loben. Müller hatte bey der ausgedehnten Periode, welche er bearbeitete, Stoffs genug, die Schweizer in einem gün-

stigen Licht zu zeigen; er beschrieb die hellsten und erhabensten Momente der Schweizergeschichte, die Zeiten, wo unsre Väter wirklich groß, tapfer und edel handelten; nur die letzte Periode, der Burgunderkrieg, wirft den ersten, wichtigen Schatten auf ihre fortgeschrittene moralische Verschlimmerung, während ihre Tapferkeit im schönsten Lichte erscheint. Glutz hatte nur einen kurzen, aber für unsere Geschichte höchst fatalen Zeitraum zu behandeln, wo das Edle der Vorfahren verschwunden und nur unedle Raufsucht zurückgeblieben war. Die italienischen Feldzüge, die Bestechungen, welche von allen Seiten so schamlos öffentlich geboten und angenommen worden, das ewige Herumschweifen im Felde hatte alle Zucht und Ehrbarkeit zerstört, und die Schweizer zu elenden Söldlingen fremder Herrscher herabgewürdigt; das Pensionen-Unwesen hatte den höchsten Grad erreicht, selbst die Geistlichkeit war mit vom Strome des Verderbens hingerissen, und die Reformation

erst führte auch beym katholischen Cultus reinere Sitten und Ehrbarkeit zurück. Wenn daher Glutz wahr schreiben wollte, so mußte er meist nur Tadelnswerthes erzählen, und wenig Großes und Schönes stand ihm zu Gebote, obschon er rühmte, was zu rühmen war, wie das Gemälde der Schlacht bey Marignano beweist, wo er die Schweizerische Tapferkeit, leider nicht in rühmlichem Kampfe fürs Vaterland gezeigt, gebührend lobt. Ein Glück, daß ihm wenigstens noch der Schwabenkrieg geblieben war, wo es der lichtvollen Punkte doch noch manchen giebt. Der Styl seines Werkes ist nüchtern, regelrecht, gediegen, logisch-einfach und anmuthig, aber sehr verschieden von dem wärmern Colorit Müllers; dieser begeistert mehr als Glutz, aber auch weil er des Begeisternden, des Schönen mehr zu sagen hatte. Beyde schöpften aus ächten Quellen; aber Glutz stellt mehr die nackte Wahrheit dar, als Müller, der oft Fehler vielleicht zu sehr deckte, und in manchem

zu sehr den Ruf der Eidsgenossen schonte. Wahr und unparteyisch soll die Geschichte seyn; dieß hatte Glutz nur immer allein im Auge. Meisterhaft ist das fünfte Buch, welches von den Staatsverfassungen, dem Bundesverein, der Gottesverehrung, der Kriegsart, den Kenntnissen und der Lebensweise der alten Eidsgenossen handelt; äußerst belehrend, wenn schon nicht rühmlich, ist dieser Abschnitt, und zeigt, wie höchst nothwendig die Reformation war; wie sie erfolgen mußte, wenn der Staat länger bestehen sollte; wie aber auch unsere Zeiten vor jenen manche und große Vorzüge haben."

Glutz war einer von denjenigen, welche sich aufs innigste an unsern Verein anschlossen, da er seiner Meinung so sehr zusagte; kein Jahr fehlte er; und in Zofingen war es, wo ich ihn näher kennen lernte. Um Glutz lieb zu gewinnen, mußte man ihn näher kennen lernen; und dieß konnte ich um so eher, als Glutz während seinem Aufenthalt in Zürich täglich in mein Haus kam

und seinen liebenswürdigen Charakter mir ganz enthüllte. Glutz hatte bey der ersten Bekanntschaft für jeden etwas Abstoßendes; seine Aussprache war nicht rein, und man hatte anfangs Mühe, ihn ganz zu verstehen, und vollends stieß er dadurch ab, daß er fast alles tadelte und mit den Worten armselig oder gemein allzu oft um sich warf; man mußte wirklich wissen, wie groß der Umfang seiner litterarischen Kenntnisse, wie tief seine Beurtheilungskraft war, wenn man nicht an ihm irre werden wollte; nur seine Lieblingsschriftsteller, Jean Paul und Göthe, waren über allen Tadel erhaben; allein, wer Glutz näher kannte, fand bald, daß solche Aeußerungen nur Mangel an Weltbildung, republikanische Freymüthigkeit und Haß gegen Complimente war, vielleicht auch Folge des Gefühls, wie sehr er in seinen Kenntnissen über die Umgebungen vorgerückt waren, mit welchen er einen Theil seines Lebens hatte zubringen müssen. Er war für gegründeten Tadel über sich selbst

dankbar; der treueste Freund gegen die, welche er einmal als seine Freunde erkannt hatte; der gefälligste Mann; gefühlvoll, mehr als es sich merken ließ, da er sich es wirklich nicht wollte ansehen lassen; mildthätig, freygebig; ohne allen Stolz, als den des republikanischen Ehrgefühls. Nie kam er in Affect, als wenn man über Bedrückungen von Großen, über Preßzwang, Zunft und Spießbürgergeist sprach, oder wenn er vom Aufschwunge der Völker, vom amerikanischen Freyheitskrieg u. dgl. sprach. Sein Vaterland liebte er mit Leidenschaft und bedauerte nichts mehr, als den Gang, welchen die Revolution genommen, daß die Vortheile, welche sie verschafft hätte, nicht mehr benutzt und beherzigt wurden. Abhold jedem Geisteszwang, ehrte er alle Religionsmeinungen und schätzte die Vorzüge einer jeden. Nur um sich zu belehren, nur um sich zu seinem Beruf als Geschichtschreiber seines Vaterlandes mehr vorzubereiten, verließ er sein geliebtes Va-

terland, verließ er unter Thränen der Wehmuth Zürich, wo ihm so viele Herzen zugethan waren, welche ihn im Anfange verkannt hatten. Ein klippenreicher Stoff für einen Geschichtschreiber seiner Religion war der Zeitpunkt, der nun vor ihm lag, die Reformation; es wäre merkwürdig gewesen, Glutz darüber sprechen zu hören; aber die Vorsehung wollte es anders; er sollte sein geliebtes Vaterland, seine Freunde nicht mehr sehen; aber in unserm Andenken lebt er fort, so lange auch wir noch hienieder wallen, und sein Werk wird auch den spätten Enkeln seinen Namen noch werth machen. Wenn Kenntnisse aller Art, wenn umfassender Geist, strenge Moralität, Vaterlands- und Freyheitsliebe und ökonomische Unabhängigkeit je einen Mann zum Geschichtschreiber eines freyen Volkes eigneten, so war es Glutz. Segen seiner Asche!

Der zweyte ältere Freund, den wir betrauern, ist Herr Doktor Joh. Jakob Römer, geboren im Jahr 1763. Obschon sein Va-

ter, der ein bürgerliches Amt in seiner Vaterstadt bekleidete, wenig Vermögen hatte, so vernachläßigte er doch nichts, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben. Fleiß und Verstand zeichneten unsern Römer bald in den Schulen und Collegien vortheilhaft aus, und für die alten Sprachen bekam er eine große Vorliebe. Durch den trefflichen Entomologen Füßli angespornt, gewann er frühe Geschmack für Naturkenntnisse, besonders für die Entomologie und Botanik, denen er alle seine Freystunden widmete. Er sollte einen Beruf wider seine Neigung wählen, den des Kaufmanns; im Jahr 1780 reiste er nach Bergamo zu seinem Oheim, um hier sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Allein immer zog ihn mehr der Sinn für Naturschönheiten, als der Zahlensinn und das Multiplikationswesen, welches er nie lernte, an; er entfloh dem finstern Comptoir und suchte Pflanzen oder jagte Insekten. Nach drey Jahren, während er seine Zeit besonders auch zur

gründlichen Erlernung der italienischen Sprache benutzt hatte, verließ er mit Naturkenntnissen bereichert, das schöne Italien, um sich der Arzneykunde zu widmen, wozu sein Großoheim und Taufpathe Bodmer, der das Genie Römers erkannte, sehr viel beygetragen hatte. Ich schweige hier über die Laufbahn, welche er als Arzt, als Botaniker, als Entomolog, als Gelehrter nun betrat; ich habe mich bemüht, Römer an einem andern Orte in dieser Hinsicht zu schildern. Nur sein bürgerliches Leben und seine politischen Meinungen will ich mit Wenigem berühren, da sie am meisten Bezug auf unsere Gesellschaft haben. Als Mensch, als Bürger, war Römer einer der trefflichsten Menschen; offen, freysinnig, munter und jovialisch im Umgang, liebte er gebildete Gesellschaft, wußte durch Witz und vielfache Kenntnisse zu unterhalten, ohne damit groß zu thun, oder andere zu beleidigen. Häufiger Umgang mit Fremden, gaben ihm eine gewisse Gewandtheit in der

Unterhaltung; und selten besuchte ein wissenschaftlich gebildeter Fremder unsere Stadt, ohne Römern zu sehen, da sein litterarischer Ruf im Auslande viel galt. Innig vertraut mit den geistvollsten und gelehrtesten Männern seiner Vaterstadt, einem Füßli, Usteri, Escher, Horner, Ulrich, war er häufig in ihrer Gesellschaft und tauschte seine Ideen mit den ihrigen. In den Jahren 1787 und 1788 besuchte er die Helvetische Gesellschaft als Gast und vom Jahr 1789 an, als Mitglied; selten fehlte er ein Jahr; und als im Jahr 1804 die Gesellschaft sich neu wieder bildete, so war auch Römer dabey; im Jahr 1812 war er Präsident der Gesellschaft, und auch noch im Jahr 1813 wohnte er ihr bey. Gerne überredete er jüngere Mitbürger, deren Sinnesart er kannte, dahin mitzugehen, um sie aufzumuntern, und auch ich war einer von denen, die er mit nahm.

Wie so mancher der edelsten und beßten Schweizer, griff er thätig ins Rad der Re-

volution: auch er träumte sich goldne Zeiten von den vereinten Kräften eines vereinigten Schweizerischen Freystaats; alles that er, daß die nöthigen Veränderungen nur durch uns, nicht durch fremden Antrieb und Einfluß, den er tödtlich haßte, bewirkt wurde. Er wünschte Gleichheit der Rechte, verachtete jedes angeborne Vorrecht, jede Beschränkung irgend einer Classe der Bürger. Menschen, welche bloß Eigennutz bey der Staatsumwälzung geleitet hatten, welche sogar sich um fremde Hilfe beworben hatten, achtete er nie, und lernte sie bald von den warmen Patrioten absöndern, welche, wie er, nur das Wahre, das Schöne, das Große, was sie zu erreichen wähnten, im Auge hatten. Nie änderte er, wie so mancher Andere, seine Grundsätze; nie verläugnete er auf der Seite der Revolution gestanden zu seyn. Er arbeitete lange als Sekretair des Regierungsstatthalters, und gerade in dem Zeitraum, als der Schrecken an der Tagesordnung bey uns war, weil die gröf-

sere Zahl derer, die am Ruder saßen, mehr sich selbst, als das Vaterland berücksichtigten. Auch er sollte zu den unsinnigen Deportationen mit helfen; allein er wandte seine damals einflußreiche Stellung dazu an, den Gewaltthaten möglichst Einhalt zu thun, die ihm ein Gräuel waren, und wendete ab, was abzuwenden war. Zwey Jahre bekleidete er die Stelle eines Cantonsrichters, bis die Mediation jener Regierung ein Ende machte. Seither bekleidete er, außer dem Sanitätsrathe, keine Stelle mehr in einer Cantonsbehörde; und auch in den jetzigen großen Rath kam er nicht, obschon er immer auf der Wahlliste war, weil er es verschmähete, darüber jemandem ein gutes Wort zu geben. Vielfach thätig und beschäftigt als Arzt, als Sanitätsrath, als Lehrer am medicinischen Institut, als Gelehrter, lebte er ein nützliches und angenehmes Leben im Genusse der Freundschaft und der Wissenschaften. Oft wurde er in Angelegenheiten der Sanitäts-Behörden ge-

braucht, und bewies sich besonders auch durch Einrichtung des Militairspitals für die Oestreicher in Rheinau thätig und für den Canton nützlich. Lange aber peinigte ihn eine fürchterliche Krankheit, die sogenannte angina pectoris oder Brustbräune. Schon im Jahr 1813 hatte er öftere Anfälle derselben; doch trieb er es bis den 15. Januar 1819, wo der schon lange vorhergesehene Tod ihn plötzlich überraschte.

Das Vaterland hat an ihm einen treuen Bürger, einen Mann von hohem Geiste, freyem Sinn, ausgebreiteten Kenntnissen verloren, und unsere Gesellschaft eines ihrer fleißigsten und würdigsten Mitglieder. Auch er bleibe bey uns in gesegnetem Andenken!

Und nun, Freunde, Brüder, Eidsgenossen! habe ich mich einer schweren Pflicht entledigt, und nach meinem Vermögen einige Worte zum Andenken unserer und besonders auch meiner Freunde gesprochen, die aus dem innersten meines Herzens kamen, und besser gedacht als ausgedrückt wurden. Möge

ihr Andenken uns anspornen unsern Bund aufs neue zu schließen, den Bund, der uns verpflichtet, alles, was in unsern Kräften ist, zu thun, dieses theure Vaterland blühend, frey, glücklich zu machen.

Schließt Euch an uns an, alle, deren Herz für Freyheit, für Vaterland, hoch schlägt; alle, die hohen Sinn und Muth haben, ihre Kenntnisse und ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer zu bringen; alle, die Ihr vom ächten Cantonalgeiste beseelt seyd; alle, die Ihr empfänglich seyd für Bürgerwohl und Bürgerglück, für Gemeinsinn, für treffliche Anstalten; alle, die Ihr gleichgestimmte Freunde suchet, Ihr werdet sie finden in diesem Vereine! Wer dazu kommt, der komme mit reinem Herzen, mit unbefangenem Sinne; er komme als Schweizer, in der Absicht sich zu stärken, im Entschluß fürs Gute, fürs Schöne, fürs Freysinnige, sich zu ermuthigen. Weit von uns sey der, der sich zu stolz fühlt, jedem redlichen Manne, weß Standes er auch seyn

möge, den Bruderkuß zu geben; weit von uns sey der, der nicht seine Regierung ehrt, der auf neue Revolutionen denkt, der politische Zänkereyen liebt und sucht!

Möchte es uns gelingen, aus allen Theilen unsers schönen und glücklichen Vaterlandes Männer mit uns zu vereinigen zum gleichen Zwecke, vom Rheine, vom Tessin, vom Inn, und von den Gestaden des Lemannischen Sees und der Rhone, alle von reiner Vaterlandsliebe beseelt, alle zum schönen Bunde nur das Gute, das Schöne, das wahrhaft Nützliche zu verbreiten! dann wäre der Bund unserer Herzen wichtig und einflußreich für alle zwey und zwanzig Cantone, für alle, die wir Freunde, Brüder, Eidsgenossen nennen. Nie sollen unsere Regierungen in unserm Vereine einen Feuerherd neuer Revolutionen sehen; nie sollen sie zu fürchten haben, daß derjenige, der dazu kommt, von jakobinischem Geiste ergriffen werde; aber freyer Sinn, republikanische Kraft gehe von uns aus, theile sich durch

uns der Jugend mit! So allein gelingt es vielleicht dem künftigen Geschlechte unser Vaterland wieder zu erheben, ihm die Achtung aller Staaten Europas wieder zu geben. Die Vorsehung segne unsern Bund! Vaterland, Wiege der Freyheit! dir seyen unsere Bemühungen gewidmet, auf daß Unabhängigkeit, Bürgerglück ferner deine herrlichen Thäler, die fruchtbaren Gestade deiner Seen und Flüsse bewahre. Auf dann, Freunde, Brüder, Eidsgenossen! ein Trunk aus unserm Gesellschaftsbecher, der Tells Bild vorstellt, besiegle unsern Bund, unsern ernsten Vorsatz!

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

JUL 08 2013		

Brigham Young University

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21992 4773